

# NEWSLETTER 1997/98

## INHALT:

### VERANSTALTUNGEN

- Heinz Nissel** 2  
**MUMBAI. Eine indische Metropole auf dem Weg zur Weltstadt ?**
- Christoph Rieger** 8  
**Khumbu. Zwischen Gebetsmühlen und Turbinen.  
Entwicklung am Fuße des Mt.Everest.**
- INDIEN - 50 Jahre Unabhängigkeit, Festmatinée.** 11  
**Rede S.E. des Herrn Botschafters von Indien, Y.M. Tiwari**

### ZU BESUCH IN ÖSTERREICH

- H.E. Mr. Birendra Prasad Baishya** 12  
**Federal Minister of Steel**

### BEITRÄGE VON MITGLIEDERN

- Elisabeth Al-Himrani** 13  
**Erzherzog Franz Ferdinand auf seiner Weltreise in Indien. Teil II: k.u.k. Jägerlatein.**
- Klaus Pinkas** 19  
**Die Erleuchtung im Licht der Wissenschaft.  
Praxisrelevanz der Yoga-Technik.**

### WIRTSCHAFT

- Österreichs Außenhandel mit Indien im Jahre 1996.** 23  
**Entwicklung des Außenhandels 1997.**
- Interview mit Dr. Reinhard Wödlinger** 25  
**von der VA-Industrieanlagenbau.**

### CENTRE-PIECE

- Jawaharlal Nehru** 30  
**Tryst with Destiny.**

<b>Shri K.R. Narayanan, President of India</b> <b>Address to the Nation.</b>	<b>31</b>
<b>LITERATUR</b>	
<b>K. Satchidanandan</b> <b>Modernismus und jenseits davon. Indische Literatur im unabhängigen Indien.</b>	<b>34</b>
<b>Christoph Ransmayr</b> <b>Fatehpur. Oder die Siegesstadt.</b>	<b>39</b>
<b>Suketu Metha</b> <b>Mumbai.</b>	<b>42</b>
<b>William Dalrymple</b> <b>Kastenkriege.</b>	<b>52</b>
<b>Pankaj Mishra</b> <b>Tagebuch.</b>	<b>59</b>
<b>Partho Datta</b> <b>Juwel einer Idee.</b> <b>Besprechung des Buches von Sunil Khilnani: The Idea of India.</b>	<b>63</b>
<b>DIE ERGEBNISSE DER MITGLIEDERBEFRAGUNG 1997</b>	<b>67</b>

# VERANSTALTUNGEN

## MUMBAI. Eine indische Metropole auf dem Weg zur Weltstadt ?

von Heinz Nissel

3

Vortrag, gehalten am 21. Mai 1997 im alten Rathaus, Wien.

I

Im internationalen Vergleich setzt die Verstärkung Indiens spät ein und entwickelt sich nur relativ langsam. Noch immer bleibt die große Mehrheit, nahezu drei Viertel der indischen Bevölkerung, im dörflichen Leben verankert. Die Hintergründe sind vielfältig. Sie reichen von Deformationen des städtischen Systems in der britischen Kolonialzeit über eine weiterhin unzureichende infrastrukturelle Erschließung weiter Landesteile bis hin zu einem in der hinduistischen Mentalität nach wie vor weit verbreiteten traditionellen anti-großstädtischen Ressentiment. Trotz des niedrigen Urbanisierungsgrades existiert jedoch das nach China größte städtische Bevölkerungspotential der Erde. Die Trends der städtischen Entwicklung Indiens zeigen im 20. Jahrhundert einen kontinuierlichen Bedeutungszuwachs der Großstädte auf Kosten der Klein- und Mittelstädte. Je größer die Stadt, desto größer ist ihre Anziehungskraft, und seit der Unabhängigkeit 1947 wurde die Vergrößerung immer mehr durch eine Metropolisierung abgelöst. Die Ergebnisse des jüngsten Census (1991) zeigen, daß bereits zwei Drittel aller urbanen Einwohner in Großstädten leben, davon jeder zweite in einer der 23 Millionenstädte.

Vier dieser Millionenstädte werden heute als sogenannte 'Megacities' ausgewiesen zunächst nur nach dem einfachen Indikator einer Wohnbevölkerung von über 5 Mill. Im letzten Jahrzehnt überholte Bombay erstmals den "ewigen Rivalen" Calcutta und setzte sich damit an die führende Position der indischen Städtehierarchie. Das phänomenale Wachstum von 8,24 auf 12,57 Millionen Einwohner resultiert aber nur zu einem geringeren Teil aus der natürlichen Bevölkerungszunahme und der Zuwanderung, überwiegend aus der Eingemeindung der Großstädte Kalyan, Thane etc. Im November 1995 verfügte die

Landesregierung von Maharashtra, die von den beiden Parteien am "rechten Ende" des Spektrums - Shiv Sena und BJP - geführt wird, die Umbenennung Bombays in Mumbai, nach der Göttin Mumbadevi, der Schutzpatronin der Koli-Fischer. Die Medien und die Marathisprechenden haben diese Änderung forciert und rasch umgesetzt, andere Gruppen der multikulturellen städtischen Gesellschaft stehen dieser politischen Entscheidung skeptisch bis ablehnend gegenüber. Im Februar 1997 erklärte die Zentralregierung in New Delhi die Umbenennung im nationalen Behördenverkehr und international zunächst für aufgehoben, revidierte jedoch nach Druck durch Maharashtra und die Rechtsparteien erneut die Position. Hier scheint das letzte Wort noch nicht gesprochen, ich verwende jedoch hier den neuen Namen.

Die Agglomeration Mumbai hat heute 15 Mill. Einwohner überschritten, und eine Extrapolation gegenwärtiger Trends ergibt für das Jahr 2001 18,5 Mill. Ew. und für 2011 22,4 Mill.! Damit würde sich Mumbai, das in der Rangordnung der Riesenstädte immer weiter nach oben klettert, in einem absehbaren Zeitraum hinter Tokio und vielleicht noch vor Sao Paulo an die zweite Stelle der Weltmetropolen schieben. Doch entscheidet nicht (allein) die Bevölkerungsmasse über die nationale und internationale Bedeutung einer Millionenstadt, sondern die Vielfalt und Bedeutung städtischer Funktionen ('functional primacy'). Bei der Größe des indischen Subkontinents überrascht nicht, daß vier Megacities (New Delhi, Mumbai, Calcutta und Chennai (vormals Madras)) zueinander in Konkurrenz um die nationale Dominanz stehen. Gleichzeitig üben sie jedoch gemeinsam trotz wechselseitiger Rivalität einen stetig steigenden Einfluß auf die gesamte wirtschaftliche Entwicklung Indiens aus. Während der Anteil der Bevölkerung der Megacities nicht einmal fünf Prozent der Gesamteinwohner des Landes ausmacht, ist der Anteil der Studenten, Krankenhausbetten, des

industriellen Produktionswertes in den Megacities um das drei- bis vierfache höher. 40% aller PKWs sind dort registriert, die Häfen wickeln die Hälfte aller Ex- und Importe ab, die Flughäfen 90% des internationalen Flugverkehrs, ein Drittel aller Telephonanschlüsse sind dort registriert, die 80% des Umsatzes schaffen.

## II

Jede wirtschaftliche und technische Innovation in Indien setzt in den vier Megacities ein oder dient der besseren Kommunikation zwischen diesen: Einführung des Fernsehens, Elektrifizierung der Bahnstrecken, oder das jüngst eingerichtete telekommunikative Hochleistungsnetz. Die großen Metropolen werden zuerst in die staatliche wie private Investitionstätigkeit eingebunden, weil die Kapitaldecke für die breite regionale Streuung nicht ausreicht oder rasche Profite anders nicht realisierbar scheinen. Alleine der Großraum Mumbai erbringt ein Drittel der gesamtindischen Einkommenssteuer. Als Landeshauptstadt von Maharashtra und Metropole des westlichen Indien erhöhte sich die Bedeutung Mumbais ebenfalls stetig. Lebten 1901 nur 4 Prozent der Bevölkerung des Bundesstaates hier, so sind es 1991 bereits 18.4 Prozent. Lange blieb auch die Dominanz in der Industrialisierung erdrückend, erst in den letzten Jahren zeichnen sich Dekonzentrationsprozesse im sekundären Sektor ab, vor allem deshalb, weil die traditionellen Industriestandorte in der Metropole selbst inzwischen durch den Boom bei Bodenpreisen und Immobilien zu teuer geworden sind. Einerseits weist Maharashtra im Kontext der Bundesstaaten Spitzenwerte im Leistungs- und Lebensniveau auf - so liegt das Pro-Kopf-Einkommen (World Bank Report 1995) bei 446 US\$ im Vergleich zu 330\$ in Indien, nur übertroffen von den agrobusiness-orientierten nordindischen Staaten Punjab und Haryana, in Bihar nur bei 161\$. Andererseits beweist eine Reihe von Studien eine starke regionale Polarisierung in Maharashtra, obwohl regionale Entwicklungs- und Dezentralisierungsprogramme hier eine über 20jährige Tradition besitzen. Trennen wir - statistisch - Mumbai und die ebenfalls prosperierende Millionenstadt Pune vom "Rest" des Landes, fallen die Indikatoren der

sozioökonomischen Entwicklung und die Urbanisierungsquote unter den Bundesdurchschnitt - d.h. ohne die Metropolen mutiert Maharashtra zum armen und unterentwickelten Landesteil. Besonders betroffen sind dabei die peripheren und infrastrukturell benachteiligten Regionen Marathwada und Vidharba sowie Konkan. Doch sogar innerhalb des Großraums Mumbai überleben z.B. noch Wochenmärkte in sozialräumlichen Nischen, in schlecht erschlossenen Teilräumen mit armer Bevölkerung.

Dies führt uns zu der grundsätzlichen Frage, sind Metropolen und insbesondere Megacities die Zentren des Fortschritts, zumindest in ökonomischer Hinsicht, von denen Ausbreitungseffekte ausgehen, die zu einer allmählichen Angleichung der agrarisch und kleinstädtisch bestimmten Räume auf ein höheres Lebensniveau führen, oder sind sie Träger einer einseitigen, parasitären Inanspruchnahme aller Ressourcen, einer in der Kolonialzeit induzierten und später nie mehr korrigierten Entwicklung? Die Antworten darauf sind vielfältig und hängen nicht zuletzt vom weltanschaulichen Background des Beobachters ab.

An dieser Stelle sei die These vertreten, daß eine direkte Beziehung zwischen der seit 1991 greifenden New Economic Policy (NEP) und der weiter verstärkten Dominanz der Megastädte insgesamt und Mumbais im besonderen hergestellt werden kann. NEP ersetzt in erstaunlichem Tempo das alte System der gelenkten Wirtschaftsentwicklung - Importsubstitution, Lizenzierung, Planwirtschaft - durch das "freie Spiel der Kräfte". Diese Wirtschaftsliberalisierung zielt in erster Linie auf die Währungs- und Handelspolitik, erfaßt aber inzwischen auch andere gesellschaftliche Bereiche. Indiens Öffnung gegenüber der Welt muß im Zusammenhang mit den weltweit ablaufenden Globalisierungsprozessen gesehen werden. Bisher war Bombay unbestritten die wirtschaftliche Metropole Indiens. Wird Mumbai jetzt im Zeitalter der Globalisierung zum 'global player', befindet sich diese Metropole auf dem Weg zur Weltstadt?

Es gibt eine Reihe von Gründen, die den indischen Markt und damit die ökonomische Kapitale für ausländische Investoren interessant machen: die nach China größte Bevölkerung, wobei die Schätzungen des (möglichen) Konsumpotentials derzeit zwischen 100 bis 200 Mill. Menschen liegen. Darüber hinaus ist Indien zwar keineswegs frei von politischen Spannungen und religiösen Konflikten, jedoch im Vergleich mit seinen unmittelbaren Nachbarn kann man von einem günstigen Investitionsklima in der vergleichsweise stabilen "größten Demokratie der Welt" sprechen. Es ist aber nicht nur die Marktnähe, die die multinationalen Unternehmen suchen und überwiegend über 'joint ventures' finden, sondern auch das niedrige Lohnniveau, das Indien für die Einbeziehung in die Netzwerke der globalisierten Weltwirtschaft immer interessanter werden läßt. Noch bis in die 90er Jahre hinein durchforsteten amerikanische 'headhunter' indische Spitzenuniversitäten und führten ein 'brain-shopping' durch, wobei tausende begabte Wissenschaftler und Techniker über den Großen Teich geholt wurden. Inzwischen beschäftigt die Softwareindustrie des Subkontinents bereits 120.000 Universitätsabsolventen, weil weltweit operierende Unternehmen ihre Aktivitäten immer stärker nach Indien selbst verlagern. Trocknen damit die klassischen Hochtechnologiezentren der USA oder Japans aus? Da die Lohnkosten indischer Spezialisten bei ähnlicher Produktivität nur etwa 10 bis 20 Prozent der hochindustrialisierten Länder ausmachen, erfolgt auch in zunehmendem Umfang die Auslagerung arbeitsintensiver Dienstleistungen. So läßt z.B. Austrian Airlines seit etwa zwei Jahren ihre Abrechnungen von einem Consultingbüro in Mumbai durchführen, obwohl die Fluglinie bisher noch keinen Liniendienst nach Indien eingerichtet hat. Ausländische Kapitalgeber investieren heute vor allem in den Nahrungsmittelsektor, in die Transport- und Kommunikationstechnologie, Elektronikindustrie, Erdölverarbeitung, Pharmaindustrie und den Bau von Fahrzeugen und Maschinen. In allen diesen Bereichen nehmen Mumbai und sein Vorfeld eine führende Position ein. Die Indo-German Chamber of Commerce stellt fest (1996), daß 42% der deutschen

Direktinvestitionen auf die Region Mumbai entfallen, 27% auf die Region Bangalore, 24% auf New Delhi und Umgebung und nur 7% auf Calcutta.

### III

Die räumliche Konzentration von innovativen Branchen in Mumbai führt zu fortschreitenden Einkommensdisparitäten. Stiegen die Reallöhne nach der Liberalisierung durchschnittlich um jährlich ca. 5%, so konnten 'young urban professionals' 20 % und mehr Einkommenszuwachs lukrieren, während gleichzeitig mindestens 40% aller Haushalte in Mumbai unter der offiziellen Armutsgrenze ums Überleben kämpfen. Die wachsende Polarisierung der Einkommen splittet nicht nur den Arbeits-, sondern auch den Wohnungsmarkt immer stärker auf. Während sich der Aufstieg Mumbais lange über den Hafen und die Industrie vollzog, zeichnet sich schon seit 1970 ein relativer Bedeutungsverlust dieser beiden tragenden Säulen der Ökonomie der Megacity ab, einerseits durch den Ausbau anderer Standorte, zum anderen durch eine zunehmende Umschichtung auf den Dienstleistungssektor hin. Untrennbar bleibt die Erfolgsstory der Stadt mit der Textilindustrie verbunden, deren Aufbau um die Mitte des 19. Jhdts. die Industrielle Revolution in Indien einleitete. Noch 1965 zählte die Textilbranche die Hälfte aller Industriebeschäftigten, aber 1996 waren von den einstmaligen 250.000 Arbeitern gerade noch 40.000 übriggeblieben. Die Gründe für ihren Niedergang sind vielfältig. Historisch bedeutsam bleibt die Entwicklung des Textilmaschinenbaus aus der Herstellung von Garnen und Tuchen, aus der dann die anderen Branchen des Maschinenbaus, der Eisen- und Stahlindustrie etc. sich entfalteten, aus der Herstellung von Farben für Stoffe entstand die Chemische Industrie, heute die wichtigste Branche in Mumbai. Derzeit zählen Petrochemie, Pharmaindustrie, Fahrzeugbau und Elektroindustrie zu den größten Arbeitgebern.

Durch Ölfunde im offshore-Bereiche ergeben sich weitere Impulse in nachgelagerten Industrien (Raffinerien). Während jedoch die traditionelle Fabrikarbeit eine immer stärkere Auflösung erfährt, wächst die zunehmende

Auslagerung von Tätigkeiten an Subunternehmen und Heimarbeit. Die Rolle Mumbais wird immer stärker durch den tertiären Sektor geprägt, vor allem durch Finanzdienstleistungen. Die größte Börse des Landes - Bombay Stock Exchange - nimmt in Asien mit einer Marktkapitalisierung von 70 Milliarden \$ bereits den vierten Rang ein (1980 erst bei 7,5 Milliarden). Die erst 1984 installierte Diamantebörse hat sich zu einer weltweit bedeutenden Einrichtung entwickelt. Auch die Reserve Bank of India und die Notenpresse sitzen hier, genauso wie eine große Anzahl in- und ausländischer Banken. Nicht wenige Wirtschaftsexperten glauben sogar, daß die unsichere Zukunft Hongkongs und die Überhitzung der Konjunktur in Staaten Südostasiens mittelfristig dem Finanzmarkt Mumbai weitere Impulse verleihen wird. Eine nicht unbedeutende Rolle dabei dürften auch die NRIs (Non Resident Indians) spielen, die bei Firmenneugründungen und als Kapitalgeber in Indien besondere Rechte genießen. Hier kann nur vermutet werden, daß Mumbai einen beträchtlichen Anteil dieser Investitionen erhält. Dies wirft auch andere Fragen auf, inwieweit z.B. familiäre oder clanartige Netzwerke globale Wirtschaftskontakte ermöglichen, etwa entlang einer Achse Mumbai - London - New York, oder ob nicht Auslandsinder von ausländischem Kapital verstärkt als Mittelsmänner zur Eroberung indischer Märkte eingesetzt werden. Inwieweit eine Megacity der Dritten Welt selbst als 'global player' in die internationalen Netzwerke eintritt oder nur ein Knotenpunkt im Spiel der Megacities der ersten Welt, der multinationalen Konzerne etc. ist, d.h. die Globalisierung "erleidet", ist Gegenstand aktueller Forschung. Das "innovative Milieu", welches Megacities auszeichnet, findet nicht im gesamten Stadtraum der Metropole, sondern selektiv statt. Konkret heißt dies, daß Investitionen in Land und Bauten ihrerseits zu Symbolen wirtschaftlicher Macht werden. Immer stärker greift eine Abkoppelung der Eliten mit ihren eigenen Ansprüchen und Lebensstilen von der großen Mehrheit der Bevölkerung. Eigene Strom- und Wasserversorgung sowie Wachpersonal ermöglichen die reale Verfolgung spezifischer Lifestyle-Konzepte. Der Tempel als Mitte des Universums und der hinduistischen Stadt wird

durch das Clubhaus und die Tennisplätze abgelöst, z.B. in Seawoods Estate in Nerul, einem Stadtteil von Neu-Bombay. Die Monatsmieten in Nariman Point, Cuff Parade, Malabar Hill erreichen schwindelnde Höhen und haben 1995 vorübergehend sogar Tokyo als teuerste Stadt der Welt übertroffen, als für Eigentumswohnungen mehr als 10.000 \$ pro Quadratmeter und als Monatsmiete über 100 \$ verlangt und auch gezahlt wurden.

In krassem Gegensatz dazu steht die Verelendung der Massen. In über 1000 Slums leben zur Zeit 5,5 Mill. Menschen. Neueste Untersuchungen zeigen, daß von den 436 km<sup>2</sup> Mumbais nur 15 von Slums "genutzt" werden, die Bewohnerdichte damit bei 367.000 Bewohnern pro Quadratkilometer liegt! Das gewinnbringende Vorhalten von Brachflächen durch einflußreiche Gruppen und Spekulanten verhindert sozialen Wohnungsbau selbst dann, wenn Mittel dafür bereitgestellt werden könnten. Soziale Anomien treten in diesen Vierteln verstärkt zutage. Die unterste Stufe der Verelendung sind jedoch die "pavement dwellers" (Schätzung: 500 bis 700.000), also Menschen, die nicht einmal ein Dach über dem Kopf haben. Die Geschichte der Slumbeseitigung, Slumverbesserung ist auch in Mumbai eine "unendliche". Zum Teil überlagernde, widersprüchliche Analysen und Maßnahmen von Stadtverwaltung, Landes- wie Bundesregierung, NGOs, Weltbank und Selbsthilfeorganisationen können hier nicht dargelegt werden. Jede Phase des spektakulären Stadtwachstums hat neue Probleme aufgeworfen und neue Konzepte zu ihrer Lösung hervorgebracht, die das jeweilige Gewicht politischer, sozialer und wirtschaftlicher Kräfte widerspiegeln. Ein Konzept besteht darin, die Probleme Mumbais durch die Anlage eines Navi Mumbai (New Bombay) auf der Festlandseite des Thane Creek lösen zu wollen - das größte und ambitionierteste New Town-Projekt Indiens und vermutlich weltweit, welches auf zwei Millionen Bewohner ausgelegt ist. Doch dies ist "eine andere Geschichte" und bei der Wachstumsdynamik Mumbais wahrscheinlich zu spät, nicht ausreichend usw. Zur Zeit leben in Navi Mumbai bereits an die 800.000 Menschen und es existieren ca. 250.000 Arbeitsplätze.

Im Juni 1996 machte die Habitat II-Konferenz in Istanbul klar, daß sich in unseren Städten, und vor allem in den Megastädten entscheidet, ob es gelingt, eine sozial und ökologisch verträgliche Entwicklung der Menschheit einzuleiten oder wenigstens unser aller Überleben zu sichern. Funktionieren Megacities in Zukunft als Kraftwerke des "Fortschritts" oder mutieren sie zu Orten der Ballung menschlichen Elends und der Umweltzerstörung ? Mumbai Megacity steht so für die ermutigenden wie auch beängstigenden Aspekte der zukünftigen Entwicklung auf dem indischen Subkontinent und unserer gemeinsamen Zukunft weltweit.

Dr.Heinz Nissel ist Assistent am Institut für Geographie der Universität Wien. Er beschäftigt sich seit nahezu dreißig Jahren mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung von Mumbai und hat darüber zahlreiche Publikationen verfaßt

*E*s war nicht vor 1964, daß Khumbu, die Heimat der Sherpa, de facto ein Teil von Nepal wurde. Khumbu ist eine Gebirgsregion im Norosten Nepals, die im Norden über 5000 bis 6000 Meter hohe Pässe mit Tibet verbunden ist. Die Präsenz der nepalesischen Regierung beschränkte sich bis zu diesem Zeitpunkt auf einen Polizeiposten in Namche Bazaar und die Einhebung von Steuern, doch für die Sherpa, die traditionell nach ihrem Herkunftsland Tibet orientiert waren, war Kathmandu so weit entfernt wie Delhi oder London. Der damalige Kronprinz Birendra war der erste hochrangige Besucher aus Kathmandu und sein Besuch in dieser hochgelegenen Region im Jahr 1964 wurde durch eine kurz vorher eröffnete primitive Landepiste in Lukla ermöglicht - zuvor war das Land der Sherpa nur nach vierzehntägigem Fußmarsch zu erreichen. 30 Jahre später werden abenteuerhungrige Trekkingtouristen und Bergsteiger zu tausenden nach Khumbu geflogen. Die Sherpa von Khumbu haben sich scheinbar mühelos den neuen Gegebenheiten angepaßt, die zum Teil in krassem Gegensatz mit ihrer traditionellen Kultur standen. Die Geschichte von Khumbu zeigt, daß die einzige kulturelle Kontinuität im Wandel begründet ist.

Khumbu ist nur ein Beispiel der unglaublichen religiösen, kulturellen, sprachlichen und geographischen Vielfalt Nepals und der Ausnahmecharakter und die Einmaligkeit der Situation in dieser Region im Nordosten Nepals ist nicht zuletzt 'typisch' für dieses kleine Himalaya-Königreich. Bis in die fünfziger Jahre war Khumbu eine mehr oder weniger unzugängliche Bergregion in einem unzugänglichen, in Selbstisolation verharrenden Land. Die Öffnung Nepals für die Außenwelt begann nicht vor 1951 mit dem Sturz des autoritären Rana-Regimes und der wiederhergestellten Monarchie: der großen religiösen und kulturellen Tradition standen zu diesem Zeitpunkt Armut, Ausbeutung und eine Analphabetenrate von 98 Prozent gegenüber. Dies war die Ausgangslage, in der der König

mit Hilfe ausländischer Entwicklungsgelder ein ambitioniertes Programm der wirtschaftlichen Entwicklung und Modernisierung begann: Straßen und Flughäfen wurden gebaut, die nötige Infrastruktur geschaffen, Schulen und Krankenhäuser, Universitäten und eine moderne Administration aus dem Boden gestampft. Neben unbestreitbaren Fortschritten blieb die Entwicklung jedoch weit hinter den (internationalen) Erwartungen zurück und den konsequent ansteigenden Entwicklungsbemühungen stehen eine stagnierende Wirtschaft, hohes Bevölkerungswachstum, eine prekäre Lebensmittelversorgung und magere Aussichten für die nahe Zukunft entgegen.

#### **Erfolgsstory Khumbu.**

Vor diesem Hintergrund liest sich die Geschichte der Sherpa von Khumbu wie eine moderate Erfolgsstory: die Initialzündung zur Öffnung und 'Modernisierung' Khumbus erfolgte 1953, als Sir Edmund Hillary und der Sherpa Tenzing Norgay als erste Menschen auf dem Gipfel jenes Berges standen, den die Nepali Sagarmatha und die Sherpa (mit ihnen die Tibeter) Chomolongma nennen. Über Nacht wurde dieses Volk berühmt, das vor ca. 450 Jahren aus dem Osten Tibets (Shar bedeutet auf Tibetisch Osten und Wa soviel wie Menschen) in das Gebiet am Fuße des Mount Everest gekommen war. Aus Tibet haben die Sherpa Sprache, Religion und Kultur mitgenommen und sich in einer kargen Hochgebirgsregion (die höchstgelegenen ständig bewohnten Siedlungen sind auf 4.000 Meter zu finden!) als Viehzüchter und (Tibet-) Händler niedergelassen.

Gegen Mitte des 19.Jh. begaben sich viele Sherpa nach Darjeeling, um auf den britischen Teeplantagen Arbeit zu finden. Von dort her dürfte auch die Kartoffel den Weg nach Khumbu gefunden haben - eine Revolution in der dortigen Subsistenzproduktion, die eine wesentliche Entwicklung in der kargen Sherpadiät eingeleitet hat. Die Kartoffel wurde



sehr schnell als 'typischer' Bestandteil der Sherpakultur integriert.

Um die Jahrhundertwende begannen europäische Bergpioniere einheimische Träger für ihre Expeditionen anzuheuern - und wieder war Darjeeling auf der anderen Seite des Everest zum zentralen Umschlagplatz für diese neue Art von Beschäftigung geworden, lange bevor die ersten Expeditionen in den fünfziger Jahren direkt von Nepal aus gestartet werden konnten. Doch die Tatsache, daß der höchste Berg der Welt nicht von chinesischer Seite bezwungen wurde, sondern vom gerade erst geöffneten nepalischen Khumbu, stellte den entscheidenden Einschnitt in der Geschichte dieser Region dar. Fortan tummelten sich unzählige Ethnologen, Geographen, Bergsteiger, Trekker und Entwicklungshelfer in den Dörfern des oberen Khumbu. Sir Edmund Hillary initiierte aus Dankbarkeit und Zuneigung zu den für ihre Gastfreundschaft berühmten Sherpa ein großangelegtes Hilfsprogramm: beginnend in den sechziger Jahren mit dem Bau einer Landepiste in Lukla, folgten Schulbauten, Infrastrukturmaßnahmen, Klosterrenovierungen und schließlich ein kleines Spital in Kunde. Viele andere Entwicklungsinitiativen folgten.

Das zweite einschneidende Ereignis in der Geschichte Khumbus fand im selben Jahrzehnt statt wie die Öffnung Khumbus: die Schließung der Grenze zu Tibet, Khumbus traditionellem (und hochprofitablem) Handelspartner. Mit einem Schlag waren die Himalayapässe geschlossen und „nicht einen Tag zu früh“, resümierte der Vater der Khumbu-Ethnologie, Christoph von Führer-Haimendorf, kam der Tourismus als Rettungsanker. Der Trekkingboom, der in den sechziger Jahren zu greifen begann, hat viele Sherpa zu wohlhabenden Unternehmern gemacht, die ihre Tätigkeit längst auf die Reiseagentur- und Hotelbranche in Kathmandu ausgedehnt hatten. Jährlich besuchen zehntausende Menschen die Dörfer der Sherpa von Khumbu und die Art, in der sie dort empfangen werden, spiegelt zugleich wesentliche Charakteristika der Sherpamentalität wider: Gastfreundlichkeit, Geschäftstüchtigkeit und nicht zuletzt eine unglaubliche Anpassungsfähigkeit - nicht nur

an die extremen Lebensbedingungen, sondern auch an geänderte Umstände!

Der Umstieg vom Transhimalayahandel zum Fremdenverkehr verlief auf den ersten Blick ohne größere Brüche: moderne (westliche) Kulturgüter wurden mit ähnlicher Selbstverständlichkeit in den Sherpa-Alltag integriert (und dort transformiert) wie die Kartoffel hundert Jahre zuvor. Der Kern der Sherpaidentität scheint davon nicht wesentlich berührt. Es ist keine Überraschung, daß sich einschneidende Änderungen in der Sozialstruktur ereignen und daß sich der Lebensalltag der Sherpa erheblichem Wandel unterzogen hat, doch wurden verschiedene Teile der Sherpakultur nicht zuletzt durch den neuen Wohlstand gestärkt - so etwa die (relativ junge) Klosterkultur.

Einen groben Einschnitt in die traditionelle Subsistenzwirtschaft stellte hingegen die Errichtung des 'Sagarmatha Nationalparks' dar, der 1976 in Kooperation mit der neuseeländischen Regierung errichtet wurde, um vor allem der drohenden Abholzung zu begegnen. Dabei wurde allerdings übersehen, daß damit traditionelle Regelungen der Ressourcennutzung geschwächt wurden, lange bevor neue Mechanismen funktionieren konnten. Die Etablierung der Parkregelungen setzte der sprichwörtlichen Unabhängigkeit der Sherpa von der Verwaltung in Kathmandu ein jähes Ende und es ist daher nicht verwunderlich, daß der Nationalpark bei den Sherpa auf wenig Gegenliebe stößt.

Viele andere Änderungen und Modernisierungsbemühungen scheinen von den Sherpa aber begrüßt zu werden, allerdings oft aus einem passiven Standpunkt heraus. Eine jahrzehntelange Entwicklungsprojektkultur hat hier ihre Spuren hinterlassen: die Sherpa, seit jeher rationale Kalkulierer, haben gelernt, daß Hilfe im Bedarfsfall von außen kommt. So hat das mit Abstand wohlhabendste Dorf, das Handels- und Tourismuszentrum Namche Bazaar, bis dato keine Wasserleitung. An Geld fehlte es keineswegs, auch ein Stromnetz ist bereits (durch österreichische Hilfe) vorhanden, doch besteht die Gewißheit, daß sich früher oder später eine ausländische Agentur 'erbarmen' wird, dieser unwürdigen

Situation ein Ende zu setzen. Bis dahin muß allerdings das Wasser für die primitiven 'Hot Showers' der Trekkingtouristen nach wie vor hunderte Meter hochgetragen und dann auf dem Herd erhitzt werden. Aber was die Geduld der Sherpa nicht erschüttert weiß der

durchschnittliche Tourist ohnehin nicht und freut in jedem Fall die Wasserträger.

Dr.Christoph Rieger erwarb sein Doktorat an der Wirtschaftsuniversität in Wien und lebt zur Zeit in Paris.

Rede S.E. des Herrn Botschafters von Indien, Y.M. TIWARI anlässlich der Festmatinée (Veranstaltung der Indischen Botschaft in Zusammenarbeit mit der ÖIG) am Sonntag, 14. September 1997, 11:00 Uhr im Palais Ferstel, Strauchgasse 4, 1010 Wien

Excellencies, Ladies and Gentlemen,

I am delighted to welcome you all to this Special Performance of classical Indian dance and music by the talented artists from India who are touring Europe as part of the 50<sup>th</sup> Anniversary celebrations of India's Independence. I would like to take this opportunity to extend a warm welcome to Ms. Ranjana Gauhar, the well-known Odissi dancer, and Mr. Ravi Kiran, the eminent Chitraveena player and the members of their groups.

Odissi and Chitraveena are but two facets of India's enormous diversity in culture. As many of you know India has a rich and ancient tradition of dance and music which extends back for thousands of years. Culture has permeated every area of life, and culture in India is not only something to be preserved in museums and theatres, but is actually a way of life. The beautiful traditional styles of Indian clothes as depicted in dance and sculpture are still worn on the streets of the cities in India as well as in villages and rural areas. The songs and rituals with their strong basis in religious traditions form part of a daily prayer. Much of our popular music and folk music tradition arises out of the same deep root of inspiration, the longing for the divine, from which classical music is inspired.

India recently celebrated the momentous anniversary of 50 years of independence. It was a historic occasion and all of us who represent India are deeply conscious of the fact that the world has joined us in celebrating this event. What makes India's 50<sup>th</sup> anniversary

significant is the fact that a nation with the unimaginable diversity of 16 major languages, 5 major religions, a bewildering and bewitching diversity of cultures and customs and, above all, 950 million people is still able to forge a unity and identity and image of being „Indian“. I read recently of a poll conducted by a popular Indian magazine where people were asked (in keeping with the Indian belief in reincarnation) that, if they were to be reborn would they choose to be Indian again. A resounding 88 percent of those polled said they would choose to be borne again as Indians. So I believe we can conclude that the feeling of Indianness, the unity of India is vibrant and well in our country.

It is to project the sense of celebration of our unique multi-faceted identity and our sense of joy and gratitude for our good fortune in having completed 50 years as a functioning vibrant democracy, that we have organized manifestations, such as the one you are going to witness, all around the world.

I would like to thank the Austrian-Indian Association and especially its president Radha Anjali for all their help and cooperation in presenting this group. We would also like to thank the Federal Ministry of Education and Culture for so generously supporting the visit of this group and the Palais Ferstel for all of their cooperation in making this event possible. And, of course, our special appreciation to the Indian Council for Cultural Relations for sending us this talented group of artists.

May I conclude by thanking you once again for taking the time to be with us and hoping that you would all enjoy the performance of Indian classical music and dance which will follow.

Thank you.

# ZU BESUCH IN ÖSTERREICH

**H.E. Mr. Birendra Prasad BAISHYA**  
**Federal Minister of Steel**

12

Mr. Birendra Prasad BAISHYA war vom 10.Juni bis 14.Juni 1997 in Österreich.

Mr. Birendra Prasad Baishya, 41, kam als Sohn einer Sozialarbeiterfamilie in Tezpur, Bundesstaat Assam, zur Welt. Er war Lektor für Wirtschaftswissenschaften und Journalist für Janambhomi, die größte Tageszeitung in assamesischer Sprache. Er war auch Nachrichtenredakteur für Rongpur, ein assamesisches Wochenmagazin.

Seit einer Schulzeit war Herr Baishya mit den Aktivitäten der All Assam Students Union (AASU) verbunden und befand sich an vorderster Front der historischen Studentenbewegung seit 1979. Während der Agitation wurde er mehrmals eingesperrt und spielte eine bedeutende Rolle bei der Mobilisierung der Massenunterstützung der Bewegung, was schließlich im Jahr 1985 zur Unterzeichnung des „Assam Accord“ zwischen Premierminister Rajiv Gandhi und den Führern der AASU führte.

Mr.Baishya, Magister der Wirtschaftswissenschaften von der Universität Guwahati, besetzte die Posten des Publicity & Information Secretary des Zentralkomitees der AGP (Asom Gana Parishad) und des Finanzsekretärs des AGP-Lenkungskomitees, bevor er bei den elften Lok Sabha-Wahlen zum Parlamentsabgeordneten gewählt wurde.

Selbst begeisterter Sportler war Mr.Baishya Präsident des Tischtennisverbandes von

Assam und einer der Organisatoren der asiatischen Tischtennismeisterschaften und der Junioren- Weltmeisterschaften im Tischtennis in New Delhi Er leitete das indische Tischtennisteam beim US Open Table Tennis Championship in Baltimore.

Mr.Baishya ist das dritte von fünf Kindern. Er war schon früh ein eloquenter und mitreißender Redner. Bei dem All Assam Inter-College Debating Championship gewann er eine Goldmedaille und eine Auszeichnung bei den Inter-University Debation Competitions.

Mr.Baishya war Mitglied der Jugendfront der National Front, die 1989 vom V.P.Singh gegründet wurde.

Seit 1990 ist Mr.Baishya mit Mrs.Bandita Baisha verheiratet. Sie ist Lehrerin an der Oberstufe der Mittelschule in Guwahati. Der Vater von Mr.Baishya, der verstorbene Kaliram Baishya, war ein prominenter Sozialarbeiter in Assam. Seine Mutter Golap Bala Baishya ist in Tezpur für ihre vielfältige soziale Tätigkeit bekannt. Während der chinesischen Invasion von 1962 folgte sie dem Spendenaufruf von Pundit Jawaharlal Nehru und schenkte dem Staat ihren ganzen persönlichen Schmuck.

# BEITRÄGE VON MITGLIEDERN

## ERZHERZOG FRANZ FERDINAND AUF SEINER WELTREISE IN INDIEN.

### Teil II: K.u.k. Jägerlatein.

von Elisabeth Al-Himrani

13

Franz Ferdinand galt - und gilt bis heute - als der schießwütigste Jäger der k.u.k. Monarchie (in seinen einundfünfzig Lebensjahren schoß er 274.889 Stück Wild aller Art) und es war nicht zuletzt die Jagd, die den Anreiz zu dieser Weltreise bot, auch wenn er im Vorwort zu den Tagebüchern seiner „Reise um die Erde“ schreibt:

*... nicht lediglich die Vorliebe für die Jagd, obwohl diese für sich allein in Anspruch nehmen kann, den Reisenden unausgesetzt in unmittelbare Berührung mit ursprünglichem Naturleben zu bringen. ...*

Was also war Franz Ferdinand? Ein unersättlicher Nimrod<sup>1</sup>, der es nicht lassen konnte, auf alles was da kreucht und fleucht zu schießen, - oder ein Naturliebhaber, dem zu einer Zeit, da weder Wandern noch Bergsteigen in Mode waren, allein die Jagd den unmittelbaren Kontakt mit der Natur bot? Ich vermute beides, denn für beides gibt es Hinweise in den Tagebüchern.

So gibt es ausführliche Schilderungen aller Jagdlager mit dem ganzen Luxus, der aufgeboten wurde, aber auch dem organisatorischen Chaos, das meist herrschte, und natürlich die Aufzählung aller erlegten Trophäen und wie es dazu kam, oder auch warum das eine oder andere Tier verfehlt wurde.

*„War schon das Lager in Tandur<sup>2</sup> großartig gewesen, so wurde es doch weit übertroffen von der Ausdehnung und dem Luxus des Lagers von Siriska<sup>3</sup>, in welchem für unser leibliches Wohlergehen in verschwenderischster Weise gesorgt war. In grünender Umrahmung erhebt sich hier, weithin sich erstreckend und sorgsam angeordnet, eine wahre*

*Leinwandstadt! 46 Zelte sind für mich, meine Suite<sup>4</sup> und die anderen Herren und Functionäre der Jagdgesellschaft, andere 41 Zelte für die Diener und das Küchenpersonale bestimmt; eine lange Zeltgasse, in deren Mitte meine Standarte auf einem künstlichen, mit Blumen geschmückten Hügel flattert, trennt die schneeweißen Herrenzelte; das Speiszelt mit einem nebenliegenden großen Salon bildet den Abschluß; hinter dem Speiszelt ragt wieder ein künstlicher Hügel empor, beschattet von einem großen Ficusbaum und umrahmt von Anlagen, Rasenplätzen, Blumenbeeten, Springbrunnen und Bassins mit Goldfischen. Den Rand der Beete bedecken aus farbigen Steinchen zusammengefügte Mosaikstreifen, welche Spruchbänder und Jagdscenen darstellen. Ich verfüge nebst dem Wohnzelte noch über einen Salon, in dem mit Gold geschmückte Decken und Möbel prangen, jeder der Herren über ein Zelt, das mit allem nur wünschenswerten Comfort - die Badecabinen nicht zu vergessen - ausgestattet ist. Wenn nur die Anzahl der Tiger, die uns zur Beute fallen sollen, im entsprechenden Verhältnisse zu der aufgewendeten Pracht steht!*

*Das Lager breitet sich mitten in einem großen, freundlichen Thalkessel aus, der rings von steinigen Hügeln umgeben ist. In der Nähe des Hauptlagers befindet sich noch eine Reihe anderer Lager, deren jedes eine große Anzahl von Menschen und Thieren birgt und dem Beobachter manche neue Typen und Scenen*

<sup>1</sup> Der Sage nach Gründer Babylons und gewaltiger Jäger.

<sup>2</sup> Erstes Jagdlager westlich von Hyderabad.

<sup>3</sup> Heute Wildreservat „Sariska National Park“ (bekannt für Tiger, Leoparden, Wildschweine etc.) nahe Alwar, ca. 200 km südlich von Delhi.

<sup>4</sup> Suite von Franz Ferdinand = Reisebegleitung, bestehend aus Leo Graf Wurmbrand-Stuppach, Kammervorsteher; Julius Prónay von Tót-Próna und Blatnicza, ungarischer Husarenleutnant; Heinrich Graf Clam-Martinic vom Ulanenregiment; Eduard Hodek, „Taxidermator“ (Tierpräparator), der zugleich als Photograph auf dieser Reise über tausend Photos schoß; Franz Stockinger, k.u.k. Generalconsul in Bombay, begleitete die Gruppe durch Ceylon und Indien; Colonel Fraser und Captain Fairholme, Angehörige der von der britischen Königin Victoria zur Verfügung gestellten Begleitung. Weiters Leibjäger, Diener, Köche u.v.a.

zeigt. Da ist zunächst das Lager der Jagdelephanten, ihrer Mahâuts und Wärter, wo nach volbrachtem Tagewerke die großen hiere gefüttert und dann, sich zu diesem Zwecke oft niederlegend, von den Wärtern geputzt, gestriegelt und gewaschen werden. An dieses Lager schließt sich jenes der Treiber und Kameele, ferner das der berittenen Leibwache und der Pferde an; letztere stehen in vier Reihen angebunden und sind gegen die Launen des Wetters durch warme Decken geschützt. Den Schluß bildet der Wagenpark mit den zahlreichen Bagagewagen und den als Bespannung dienenden Zebuochsen.

Die Anzahl der Jäger, der Treiber, der Speer- und Lastträger, der Elefantenführer und Wärter, der Aufseher, der zum Aufstellen der Zelte bestimmten und jener Leute, welchen die verschiedenartigsten Dienste und Verrichtungen obliegen, erhebt sich zu der stattlichen Ziffer von 1793 Mann. 25 Elefanten, 148 Pferde und 39 Hunde stehen für Jagdzwecke zur Disposition. Der Train des Lagers umfasst 48 theils vier-, theils zweirädrige Wagen und Karren. Im Bereiche des Lagers sind nicht weniger als 25 Buden aufgeschlagen, in welchen Handwerker ihrem Berufe obliegen und Krämer Waren aller Art feilbieten. Eine unter Commando eines eingeborenen Officiers stehende Abteilung von 40 Cavalleristen versieht den Nachrichten- und Postdienst, ein Detachement von 72 Infanteristen den Wachdienst.

Siriska, 21. Februar

Die erste Tigerjagd stand auf dem Programme. Schon gegen 9 Uhr morgens kommt der den Titel „Head-Schikârî“ führende Oberstjägermeister von Alwar, Harnarain, ins Camp, um uns zu sagen, der Tiger hätte gerissen, wir sollten uns bereit halten und gegen 11 Uhr aufbrechen; er selbst ginge gleich voraus, um seine Vorbereitungen zu treffen und die Treiber anzustellen.

Von einem Elefanten einst böß abgeworfen, hinkt dieser Würdenträger, in dessen Erscheinung und Benehmen etwas von unwillkürlicher Komik liegt. Auffallend war uns an ihm die frappante Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit jenen des früheren ungarischen Ministerpräsidenten, weshalb wir

ihm den Beinamen „Tisza“ verliehen. Der Head-Schikârî ist mit allen, selbst mit dem Residenten Colonel Fraser, der die Leitung der Expedition übernommen hatte, sehr kurz angebunden, ertheilt seine Befehle, schimpft gelegentlich tüchtig, ist aber in Jagdsachen im Staate Alwar eine sehr gewichtige Persönlichkeit, so daß man als Waidmann, namentlich der Tiger halber, zart mit ihm umgehen muß. Ich ließ mich ihm daher auch feierlichst vorstellen. Neben dem Amte des Oberstjägermeisters versieht er noch die Functionen des Generalinspectors der Bewässerungen, der Forste und der Gärten. Die Wälder dürften ihm aber kaum zu großem Ruhme gereichen, da für Aufforstungen gar nichts geschieht und nur Dornen und verkrüppelte Hölzer dem Boden entsproßen, obschon dieser an manchen Orten zur Waldcultur sehr geeignet scheint.

Könnte es aber sein, daß in dem autoritären Oberstjägermeister ein verkappter Tier- schützer steckte? Fast scheint es so, angesichts des Folgenden:

Von den ausgesandten Schikârîs kam die Meldung, daß sich leider keine Sambahirsche in dem Thale befänden, weshalb wir beschlossen, einen besonders dichten Dschungel an einer Berglehne abtreiben zu lassen. Wir stießen jedoch mit diesem Vorhaben auf den heftigen Widerstand Harnarains, der hievon nichts wissen, wohl aber ein Frühstück einnehmen und abermals Jäger ausschicken wollte, um allenfalls Sambahirsche zu bestätigen. Gegen diesen Machtanspruch war nicht aufzukommen und wir mussten uns fügen. Als die Ruhepause lange genug gewährt hatte, litt es uns nicht weiter; wir drangen in den Gewaltigen, der schließlich einen Trieb durch den Dschungel gestattete.

Wir vertheilten uns rasch, Wurmbrand blieb am Ende des Dschungels, Clam und ich wollten die Höhe der Lehne erklimmen, um die nach oben gehenden Wechsel zu besetzen und einen Einblick in das Gewirre des Dschungels zu gewinnen; Prónay, Stockinger und Fairholme aber sollten mit den Treibern streifen. Das Erklimmen des Berghanges war jedoch leichter gesagt als gethan; denn er war so steil und mit glatten Steinplatten und

*Felsblöcken besäet, dass wir nur als Quadrupeden<sup>5</sup> kriechend hinaufkommen konnten. Ich postierte mich an eine kleine Schlucht, die mir als Wechsel nach oben günstig erschien. Nach einiger Zeit begann der Trieb, wurde aber so schlecht geführt, daß wir kein Stück Wild zu Gesicht bekamen, da die tapferen Treiber wieder jede größere Dickung<sup>6</sup> umgingen. Die Anwendung der kleinen Sammlung hindustanischer Kraftausdrücke, die ich mir bereits angeeignet hatte, fruchtete leider gar nichts, da der Jagdgewaltige kein Interesse mehr an den Tag legte und sich erst nach Beendigung des leeren Triebes, mit großer Seelenruhe und verschmitztem Lächeln nahend, wieder sehen ließ.“*

Dennoch war Franz Ferdinand an diesem Tag (24.2.1893) das Jagdglück mit gleich zwei Tigern besonders hold. Zum ersten kam er geradezu überraschend durch die geschickte Reaktion von „Colonel Fraser, einem vielerfahrenen Tigerjäger, der weiter rückwärts im Thale stand (aus dem der Tiger flüchten wollte) und das Manöver des Tigers bemerkend, einige Meter vor denselben hinschoß, um ihn zu einer Wendung zu bestimmen. Der Versuch gelingt; der Tiger schlägt um und kommt nun in voller Flucht auf 60 Gänge durch das Gebüsch an mir vorbei. Ich habe gerade noch Zeit, dem Mahâut „Teiro“ (Halt) zuzurufen, der Schuß kracht - und wie ein Hase roulierend liegt das mächtige Thier vor mir.

*Meine Freude über den ersten Tiger, den ich erlegt, vermag ich nicht zu schildern; nur ein Waidmann kann das Gefühl ermessen, das mich in diesem Augenblick erfüllte. Mein Jäger mußte einen herzhaften „Juchezzer“ schreien, worauf die Herren herbeieilten, mich zu beglückwünschen.*

*Doch blieb keine Zeit zur näheren Besichtigung des Tigers; denn nach wenigen Minuten riefen uns die noch auf den Höhen postierten Späher und die das Thal absperrenden Treiber zu, dass sich noch ein Tiger im Thale befinde.“*

*Ich überspringe das mühselige Einkreisen und Heranpirschen an den Tiger; nun aber hat er ihn vor sich:*

*„So drangen wir in ein wahres Labyrinth von Bäumen und Buschwerk ein, bis ich, kaum 50 Schritte vorwärts gekommen, zwischen zwei Bambusschäften einen gelben Fleck erblicke, den ich, schärfer hinlugend, als Tiger ausnehme, welcher auf mich zurückkäugt. Rasch gebe ich dem Mahâut das Zeichen zu halten; doch der Tiger bemerkt dies und wendet sich. Ich drücke los, sehe sofort nach dem Schusse den Tiger stürzen und höre ihn über eine kleine Lehne auf ungefähr 30 Schritte von meinem Elephanten mit großem Gepolter herabkollern. Im dichten Dschungel verliere ich das Thier aus dem Auge, sehe es jedoch bald wieder sich erheben und Anstalten treffen, meinen Elephanten anzugreifen; aber nur ein einziger Sprung gelingt dem Tiger, dann versagen die Kräfte und er bricht zusammen. In demselben Augenblick arbeitet sich Wurmbrand von der anderen Seite durch die Bäume und Äste, gibt dem Tiger einen Fangschuß in einen Lauscher und reglos liegt das gewaltige Thier vor uns.*

*Da sich inzwischen Jäger, Schikârîs und Treiber versammelt hatten, entwickelte sich in der wilden Schlucht rings um den todten Tiger eine der lebendigsten Szenen, die ich je gesehen. Oberhalb des Tigers 500 Treiber, die ihn alle aus nächster Nähe sehen wollen; neben dem Tiger die freudestrahlenden Schikârîs, die in ihm einen alten Bekannten, dem sie so manche durchwachte Nacht gewidmet hatten, begrüßen und nun ihrer Freude durch Schreien, Jauchzen und fortwährende Verbeugungen vor mir Ausdruck verleihen; alle Elephanten im Halbkreis um den Tiger, darunter einige noch in höchster Erregung trompetend und schnaubend; mitten in diesem Chaos, hoch in seiner Hâuda thronend, der Head-Schikârî, bald mich beglückwünschend, bald - Jupiter tonans gleich - schreiend, gröhrend und Befehle ertheilend.*

*Der heutige Tag mit seiner Beute von zwei Tigern im Verlaufe von kaum einer halben Stunde bildet die schönste jagdliche Erinnerung meines Lebens, und heißen Dank*

---

<sup>5</sup> Vierfüßler

<sup>6</sup> Dickicht

sage ich dem heiligen Hubertus für solches Waidwerk.

Die beiden Tiger waren starke, ausgewachsene Exemplare mit auffallend schönen, tadellosen Decken und nach Schätzung des Oberstjägermeisters fünfjährig. Hodek hatte seinen photographischen Apparat mitgenommen und verewigte das Trio, nämlich den Tiger, „Tisza“ und mich, gleich an Ort und Stelle.

Bei einer Flasche Champagner wurden die Tiger gefeiert, und fröhlich trat die Karawane den Heimweg an: voran die beiden Tiger, auf Elephanten gebunden; dann wir theils zu Pferde, theils auf Elephanten; hinter uns das ganze Corps der Schikârîs und Treiber. Nach der Ankunft im Lager kam die Einwohnerschaft, Alt und Jung, des in der Nähe gelegenen kleinen Dorfes herbei, um die Tiger zu bewundern. Dann wurden diese der Hand Hodeks übergeben, der sie noch denselben Abend für meine Sammlung präparierte. Die Tigerin hatte vier Junge in der Größe von Ratten inne.“

Tiger standen, wie sicherlich für jeden Jäger, in der Rangliste der Jagdbeute an oberster Stelle, aber es gab wohl nichts, außer Haustieren und Insekten, was er verschmäht hätte, ob es sich um fliegende Hunde, Störche, Affen oder Eichhörnchen handelte. Offenbar war ihm (fast) alles erlaubt, und gerade das einzige Verbotene übte einen besonderen Reiz aus. Dabei handelte es sich um Nilgais (Nilgauantilopen), da sie als engste Verwandte der Kuh und damit als heilig galten. Doch wurde Franz Ferdinand augenzwinkernd mitgeteilt, daß es schon einmal vorkommen könnte, daß so ein Nilgau aus versehen erlegt werde. Nun, aus dem einen wurden insgesamt acht oder neun, die Franz Ferdinand dem zuständigen Maharaja wie folgt präsentierte:

„der düstere Herrscher erkundigte sich lebhaft nach dem Ausgang der Jagd, doch wurden ihm die verpönten Nilgais bis auf ein ‘aus Versehen’ erlegtes Stück verschwiegen. Eine zarte Andeutung des Residenten, dass die Nilgais für die Feldcultur sehr schädlich seien, schien der Fürst nicht zu bemerken. Bei der Abfahrt des Zuges erdröhnten 21 Salutschüsse und nach anderthalb Stunden waren wir wieder in Agra.“

Jagen war für Franz Ferdinand in erster Linie Sport und sportlich sollte es dabei auch zugehen, sodaß er dem „Pantherstechen“ keinen Reiz abgewinnen konnte.

„Ähnlich dem Eberstechen, Pigsticking, war sodann ein Pantherstechen projectiert, wobei ein vor kurzem in der Umgebung von Alwar gefangener Panther gehetzt und mit Lanzen erlegt werden sollte. Zu diesem Zwecke begaben wir uns zu Pferd auf eine große, freie Heidefläche an der Peripherie der Stadt, wo der Panther in einem Käfige seines Loses harrte. Lange dauerte es, bis er das schützende Asyl verließ und herausschlich, um in kleinen Sätzen den Feldern zuzuflüchten. Als bald stürmten alle Reiter nach, doch schon wenige Secunden danach stieß ihm, ohne daß es zu einem Run<sup>7</sup> gekommen wäre, ein englischer Capitän den Speer in die Flanke. Nun duckte sich das Thier wie eine Katze und machte Versuche, die umschwirrenden Reiter anzuspringen; aber ein geschickter Speestich Prónays verwundete es stark, sodaß es bald unter den nachfolgenden Stichen verendete. Befriedigt umstanden die englischen Herren den armen Panther, während ich an dieser Art, Panther zu jagen, keinen Gefallen zu finden vermochte; denn es gibt hier nie einen Run, weil sich der Panther immer gleich duckt und dann mit den Speeren leicht auszumachen ist. Allein die Engländer haben eine ausgesprochene Vorliebe für Hetzjagden und da wird jedes Thier vom großen Nilgau an bis zum Schakal hinab gehetzt. Wäre der Panther durch meine Kugel gefallen so hätte mich die Erlegung desselben mit waidmännischer Genugtuung erfüllt, während ich beim Lanzenstechen nur den Verderb des schönen Felles beklagen konnte.“

Andererseits: Wenn ein Rudel Ottern direkt auf den Jäger zugeschwommen kommt, sodaß er einen nach dem anderen abknallen könnte, so erscheint das auch nicht gerade als sportliche Großtat. Hier aber wundert sich Franz Ferdinand über die Zurückhaltung der Engländer:

„Die anderen Herren hatten ebenfalls zahlreiche Enten erlegt, meistens auch solche

---

<sup>7</sup> Hetze



Arten, wie sie in Europa vorkommen, nur Captain Fairholme schoss eine seltene buntschnabelige Ente (*Anas poecilorhyncha*). Letzterer hatte überhaupt Waidmannsheil, da ihm sieben Ottern auf wenige Schritte angeschwommen kamen, deren er eine erlegte. Auf unser Befragen, weshalb er denn die anderen nicht auch geschossen habe, antwortete er: „Was hätte ich mit ihnen anfangen sollen?“ Ottern sind eben nicht essbar und die Engländer erlegen in Indien merkwürdigerweise nur reißende Thiere, sowie genießbares Wild, während sie andere Thiere, seien sie auch noch so interessant, in der Regel nicht beachten.“

Und was soll man erst über eine „Eisenbahnpirsch“ sagen, die überhaupt auf dieser Reise erfunden worden sein dürfte, wie man aus den abschließenden Bemerkungen Franz Ferdinands schließen kann.

„In voller Fahrt erlegte ich von der Plattform meines Coupés aus noch einen streichenden Riesenstorch und einen fischenden Metallstorch, wie wir den Weißhalsigen Storch wegen seines glänzenden Rückengefieders taufte. Der Locomotivführer hatte das Fallen der beiden großen Vögel bemerkt und hielt den Zug an, so dass wir das Wild holen konnten. Nun wurde die Zugsbegleitung von einer wahren Leidenschaft für die Jagd ergriffen, und als wir bald nachher ein Rudel Nilgaus zu Gesicht bekamen, stand der Zug sofort still, worauf Wurmbrand eine Kuh schoss, die in den Packwagen wanderte.

Kaum wieder in Bewegung gesetzt, wurde der Zug nach einigen hundert Metern erneut gebremst, die Conducteure eilten herbei und zeigten uns ein Rudel Nilgau-Stiere, die in einem dichten Dschungel ästen. Die Herren waren flugs mit ihren Stutzen aus den Waggons, während ich nur als Zuschauer fungierte, da ich ja tags zuvor drei Nilgaus erlegt hatte. Clam streckte einen Stier im Feuer, Wurmbrand schweißte einen anderen stark an, den er nach langer Nachsuche endlich ausmachte, Prónay fehlte einen Stier in der Flucht. Nun aber erwachte in mir, obschon ich nur hatte Beobachter bleiben wollen, doch auch die Jagdpassion, und da Clam so freundlich war, mir seinen Stutzen zu leihen,

eilte ich im Laufschrille der Herde nach und erlegte noch glücklicherweise einen sehr starken Stier in der Flucht. So hatten wir vom Zug aus in der kürzesten Zeit drei Nilgau-Stiere und eine Nilgau-Kuh auf der Decke.

Der Train, geführt von der jagdeifrigen Begleitung, fuhr bald vor, bald zurück, je nach der Richtung, in der sich die Jagd zog, sodaß wir das erlegte Wild sofort verladen und selbst wieder einsteigen konnten. Ich habe schon zu Fuße, zu Pferd, im Wagen und im Boote gepürscht, aber eine „Pürsche mit einem Eisenbahnzuge“ zum erstenmal mitgemacht, kann dieselbe nur als höchst gelungen bezeichnen und - jedermann bestens empfehlen.“

Eine andere ungewöhnlich Art des Jagens war die mittels Jagd-Geparden (english Cheetah, phonetisch: Tschîâ).

„Nun kamen die Geparden an die Reihe, deren wir zwei hatten und die mit verbundenen Lichtern<sup>8</sup> auf einem kleinen, von Ochsen gezogenen Karren lagen. Wir ritten hinter dem Karren her, bis man in der Ferne ein Rudel Black-bucks<sup>9</sup> entdeckt hatte, unter denen sich zwei starke Böcke befanden. Wir Reiter blieben nun etwas zurück, während die Schikârîs mit einem Geparden in schräger Richtung an die ganz vertraut äsenden Antilopen anfuhrten. Da, auf ungefähr 100 Schritte, wird das Kahlwild flüchtig, doch sind die beiden Böcke noch näher anzupürschen. Endlich, als der Wagen auf 80 Schritte herangekommen ist, reißen sie aus, aber im selben Momente zieht ein Schikârî dem Geparden die Binde von den Lichtern und löst ihn; in einem Riesensprunge setzt dieser vom Karren herab und verfolgt mit hoch erhobener Ruthe<sup>10</sup> den einen der Black-bucks, der sich von seinen Gefährten getrennt hatte. Der Verfolgte, die Gefahr erkennend, eilt in voller Flucht dahin, doch vergebens; denn nach wenigen Sprüngen schon sitzt der Gepard auf dem Rücken des Bockes, reißt ihn nieder und beißt ihm in einem Augenblick das Genick durch, sodaß wir heransprengend das Thier schon verendet fanden. Gierig leckte der

---

<sup>8</sup> Tieraugen

<sup>9</sup> Hirschziegenantilopen

<sup>10</sup> Schweif

*Gepard den reichlichen Schweiß<sup>11</sup> und wollte anfangs um keinen Preis von seinem Opfer lassen; erst nach vieler Mühe konnten die Schikârîs den Gepard wieder bändigen.“*

Zum Abschluß noch eine kleine Szene aus dem Jagdschloß Saroor Nagar (bei Hyderabad), die zeigt, daß Franz Ferdinand selbst für Tiger noch eine andere Verwendung hatte, als sie nur von Präparator Hodek nach dem Fotografieren ausweiden zu lassen:

*„im Hofe waren fünf einjährige Tiger angekettet, welche der Minister im Vorjahre, nachdem er die Mutter erlegt, gefangen hatte. Sie waren äußerst possierlich, ziemlich groß, spielten ganz nach Katzenart und ließen sich von uns streicheln und krauen, dass es eine Freude war. Zu meinem Entzücken schenkte mir der freundliche Hausherr zwei derselben, die ich lebend und gesund nach Hause zu bringen hoffe.“*

Das war am 26.1.1893. Im Mai dieses Jahres ist im Tiergarten Schönbrunn tatsächlich der Empfang von drei bengalischen Königstigern samt einem indischen Caracal (Wildkatze) bestätigt. Wieso drei Königstiger, da Franz Ferdinand doch nur zwei dieser etwa einjährigen Tigerbabies von dem Minister aus Hyderabad erhielt und sonst kein weiteres Geschenk dieser Art auf der ganzen Indienreise erwähnt, bleibt rätselhaft. Sich unterwegs zu vermehren, dazu waren die Tiere noch viel zu jung. (Außerdem wird über ihr Geschlecht nichts erwähnt). Ich vermute daher, daß der 'freundliche Minister', um sicherzugehen, daß zumindest ein oder zwei Tiere die Reise gut überstehen, ein drittes (vielleicht auch ein viertes oder gar alle fünf) nach Wien verschifft hat, und drei davon sind jedenfalls heil angekommen und sind vielleicht sogar Ur-ur-ururhahnen von Tigern, die sich noch heute im Zoo von Schönbrunn befinden.

(Die Zitate stammen aus dem Tagebuch meiner Reise um die Erde von Erzherzog Franz Ferdinand, erschienen in Wien 1895 bei Alfred Höller, k.u.k.Hof- und Universitätsbuchhändler. Die Zitate wurden im Original beibehalten. Die Verfasserin verwendete die englische Schreibweise der indischen Namen und Begriffe.)

---

<sup>11</sup> Tierblut

## **DIE ERLEUCHTUNG IM LICHT DER WISSENSCHAFT.**

### **Praxisrelevanz der Yoga-Technik.**

von **Klaus Pinkas**

19

So wie Himmel und Erde einander berühren, so berühren einander auch Religion und Wissenschaft; die Berührungslinie befindet sich aber nicht bloß am Horizont, wie es dem Auge erscheint, sondern sie ist wesenhaft: Sowohl Religion als auch Wissenschaft bemühen sich, wenn sie etwas taugen wollen, um das Verständnis des Menschen in der Welt und um Antworten auf die daraus entstehenden Fragen.

Dem Kurzsichtigen aber, dessen Blick den Horizont nicht erreicht, erscheinen Religion und Wissenschaft als zweierlei, die unvereinbar wären. Und tatsächlich entstand zu Beginn der Neuzeit die moderne europäische Wissenschaft durch die Emanzipation von der herrschenden Religion, dem Christentum, das sich in jener Zeit durch Inquisition und Hexenverfolgung um ihr Herzstück brachte, nämlich um ihre Spiritualität. In einem jahrhundertelangen Prozeß näherte sich die Naturwissenschaft dem Wissen vom Menschen an - von der Astronomie zu Beginn über die Physik, Chemie und Biologie kam sie schließlich in unserem Jahrhundert zu den Sozialwissenschaften Psychologie und Soziologie. Nun schließt die Wissenschaft vom Menschen die Medizin, die Physik, die Chemie und die Psychologie ein und versucht sogar Aussagen über sein Wesen zu machen, seine Möglichkeiten und seine Grenzen, seine Hoffnungen und seine Ängste. Das Thema "Mensch" vereinigt nun wieder die Naturwissenschaften mit der Philosophie und der Religion.

Wenn wir von Religion reden, dürfen wir nicht dem Eurozentrismus verfallen und die abendländisch-christliche Kultur zum Maß aller Dinge machen; die europäische Religiosität ist durch die Schädigung ihrer Spiritualität hinter ihren eigenen Möglichkeiten zurückgeblieben. Sie hat sich der Intellektualität nicht gestellt, sondern hat sich auf ihren Dogmatismus zurückgezogen und ist mit der geistigen Entwicklung ihres Umfeldes

nicht mitgewachsen. Generell ist Religion als "Rückbesinnung" eine fundamentale Funktion des Menschen - so stehen uns viele Versuche und viele Aussagen zur Verfügung, um uns dem Thema Mensch anzunähern.

Eine dieser Möglichkeiten ist uns im Yoga als einem Spitzenprodukt der indischen Kultur gegeben. Der Yoga ist keine Glaubensreligion, sondern eine Erkenntnisteknik und steht als solche der religiösen und der wissenschaftlichen Welt gleich nahe. In sich selbst ist man dem Leben am nächsten - um also das Leben zu verstehen muß man nicht nach außen schauen, sondern kann seinen Blick auch nach innen richten, in sich selbst. Der Yogi macht sich demgemäß selbst zum Objekt seiner Forschung - erkennt er sich in der Vielschichtigkeit des Lebens, weiß er über den Menschen schon erstaunlich viel. Und um dieses Wissen geht es ihm.

Gehen wir davon aus, daß die Evolution dem Menschen keine unnötigen Fähigkeiten zugeordnet hat, so müssen wir alle unsere Möglichkeiten nützen, wenn wir individuell und gesellschaftlich erfüllt und erfüllend leben wollen. Und es geht vor allem um die Nutzung unserer Gehirnfunktionen. Der Dreiklang AUM repräsentiert drei Gehirnfunktionen, die in Indien in der heiligen Silbe OM ihre religiöse Benennung erfahren haben. Diese drei Zustände sind der Wachzustand, der seine Stärke im rationalen Denken hat und durch das A ausgedrückt wird. Das U spricht den Traumschlaf an, der im Unbewußten ankert und damit die Kreativität und die Erinnerung erschließt. Das M entspricht dem Tiefschlaf, indem der Körper auf seine unwillkürlichen Lebensfunktionen eingeschränkt ist und diese auch erleben kann.

Im Zustand der Meditation treten zwei oder drei dieser Zustände gleichzeitig auf, was auch etwa dem Moment des Einschlafens oder Aufwachens entspricht. Diese beiden besonderen Augenblicke sind durch eine gute

Problemlösungsfähigkeit ausgezeichnet. Wem wäre nicht schon aufgefallen, daß sich Probleme, die am Vortag durch noch so angestregtes Nachdenken nicht lösbar waren, im Schlaf wie von selbst lösen? Für den geistigen Prozeß haben gerade die Übergänge großen Wert, weil in der Umschaltphase die verschiedenen "Geisteszustände" einander begegnen bzw. gleichzeitig auftreten. Auch im Dauersport gibt es solche Übergänge; einer davon ist der Wechsel von der Phase, in der der in der Leber gespeicherte Zucker zur Verfügung steht, zu der Phase, in der der nötige Zucker aus dem Fettvorrat erst erzeugt werden muß. Die damit verbundene vorübergehende Unterversorgung des Gehirns, die etwa nach zwanzig Minuten Anstrengung auftritt, verursacht einen Spannungsabfall, was zu einem Übergang von den aktiven Hirnfunktionen, wie dem Denken und dem Ausdruck von Emotionen, zu den passiveren wie dem Wahrnehmen führt.

In der Meditation wird dieser Doppel- oder Mehrfachzustand von Wach-, Traum- und Tiefschlafbewußtsein - und zwar auf eine durchaus längere Zeit - bewußt herbeigeführt. Damit wird dem Betrachter ein tiefer Einblick in sein eigenes Wesen ermöglicht: in der "rekursiven Schau" erlebt er sein Sein, sein Denken und sein Erkennen bewußt mit.

Indem der Yogi sich selbst zum Objekt seiner Wahrnehmung macht, handelt es sich hier gewiß um einen Grenzfall der Naturwissenschaft; immerhin kann aber das Experiment wiederholt werden. insbesondere durch die Übereinstimmung der so gewonnenen Erfahrungen, die auf der ganzen Welt, und zwar unabhängig davon, ob die Kulturen im Austausch waren oder nicht, nachweisbar sind, wird eine gewisse Nähe zur Naturwissenschaft angezeigt. So sind die Aussagen der Mystiker des christlichen Mittelalters wie der Hildegard von Bingen oder des Eckehard durchaus mit indianischen oder indischen Überlieferungen und aktuellen Äußerungen vergleichbar.

Das Wesen der Yoga-Technik beruht auf der Wahrnehmung, für die ein hoher Entspannungszustand Voraussetzung ist. Deshalb müssen Gedanken, Erinnerungen und Vorstellungen für die Zeit der Meditation

weitestgehend ausgeschaltet werden. Auch nicht die Emotionalität als Gefühlsausdruck ist gefragt, sondern die Sensibilität als Gefühlswahrnehmung. Diese Gedanken sind mit Hilfe der europäischen Sprachen und in Begriffen der Gehirnphysiologie wie den im Elektro-Enzephalogramm zu messenden Gehirnwellen durchaus zu erklären und verständlich zu machen, woraus sich eine gewisse Nähe von Yoga und Naturwissenschaft ableiten läßt.

Da im Yoga auch immer wieder vom Betrachter und von der Schau gesprochen wird, ergibt sich neben den oben angeführten Überlegungen noch eine weitere interessante Parallele zur modernen Gehirnphysiologie. In der Gehirnrinde des linken vorderen Kopfbereiches ist vor allem das rationale Denken und die Sprachlogik angesiedelt; in der Gehirnrinde des rechten vorderen Kopfbereichs hingegen befindet sich das bildhafte Sehen und die Kreativität. Der mittlere Bereich des Gehirns, wo sich unter anderem auch das Kleinhirn befindet, beherbergt das limbische System, das für die Affektivität zuständig ist. Nach dem Yoga wäre links vor allem die Emotionalität als Gefühlsausdruck und rechts die Sensibilität als Gefühlseindruck dominant.

Die beiden Hemisphären, die linke und die rechte, sind zwar durch Nervenbahnen verbunden; aber eine gleichmäßige Aktivierung entspricht vor allem bei den Männern durchaus nicht dem Normalzustand. Bei den Frauen sind die Verbindungsnerven stärker ausgeprägt, so daß ein ganzheitlicher Einsatz des Gehirns bei ihnen eher zustandekommt. Insbesondere die westliche Schulbildung und der moderne euro-amerikanische Lebensstil fördern die Linkshirnigkeit, also Rationalität und Emotionalität, und lassen die Fähigkeit des bildhaften Wahrnehmens und der Sensibilität verkümmern und unterbeansprucht. Die Beschäftigung mit oder das Betreiben von Kunst fördert hingegen die rechte Hemisphäre des Gehirns und damit die Kreativität und die Sensibilität. Der Aufenthalt in der Natur sowie das Einlassen auf Spiritualität und Mystik begünstigen die Entwicklung des ganzhirnigen Einsatzes.

In Indien ist die religiöse Bilderwelt so hoch entwickelt, sodaß einem westlich Gebildeten der Hinduismus als überdimensionale Geisterbahn erscheinen mag. Ohne die ordnende Kraft der Rationalität bedeutet das auch ein Ungleichgewicht, um dessen Behebung sich die Kulturträger Indiens kümmern müssen, wenn sie nicht nur Problemsicht haben, sondern auch Problemlösung betreiben wollen. Das Verbot der spirituellen Bilderwelt allerdings, wie es im Islam versucht wird, oder eine Behinderung durch die Verunglimpfung, wie sie in der aufgeklärten Geisteswelt des Westens stattfindet, führt eben auch leicht zu einer Verengung der Sichtweise und damit der Lebensmöglichkeiten

Ist es tatsächlich so, daß die Evolution dem Menschen keine überzähligen Fähigkeiten zugeteilt hat, wird sich unter Vernachlässigung einer Gehirnhälfte das menschliche Leben nicht dauerhaft aufrechterhalten lassen. Der Trend in die Religiosität, wie er derzeit gegeben ist, wäre ein Zeichen für den Bedarf der Erweiterung. So gesehen ist es nicht sehr sinnvoll, die esoterische Welle zu belächeln, wenn einzelne ihrer Ausformungen auch unter dem intel-lektuellen Niveau unserer Kultur angesiedelt zu sein scheinen. Vielmehr ist es das Problem der intellektuellen Kultur und der heimischen Religionen, nichts besseres anbieten zu können.

Der Yoga bietet ein System, das beide Gehirnhälften fördert: Einerseits begünstigt die Meditation die Entwicklung der rechten Gehirnhälfte mit ihrer Bilderwelt und ihrer Sensibilität; andererseits aktiviert die Konzentration die linke Gehirnhälfte, weil das Yoga-System rational ist und weil durch die notwendige Mühe die Aufmerksamkeit und die Ausdauer geübt wird. Dies gilt insbesondere auch für den körperlichen Yoga - dem Hatha-Yoga, indem neben der Entspannung auch die Spannung trainiert wird. In diesem Zusammenhang möchte ich - jedoch ohne Anspruch auf Objektivität - auf eine eigene Erfahrung mit der Vermittlung von Yogaübungen hinweisen: Die Inder können vorgezeigte Übungen gut nachmachen, aber nicht gut erklären und gegebenen Erklärungen

auch nicht gut folgen; in Europa scheint es umgekehrt zu sein. In Indien wäre damit die bildhafte Wahrnehmung besser entwickelt, hier die sprachliche Auffassung. Demnach wären die Inder eher rechtshirinig, wir aber eher linkshirinig dominiert.

Die Yogis kennen die Unterscheidung der linken und der rechten Hemisphäre des Gehirns nicht; sie benennen vielmehr die rechte Körperhälfte als "aktive Sonnenseite", die linke Körperhälfte als "sensible Mondseite". Das ergibt auf den ersten Blick einen Widerspruch, nämlich das Problem der Seitenverkehrtheit von Körper und Gehirn. Dieser Widerspruch ist mit Hilfe der Gehirnphysiologie lösbar: Die Nervenbahnen des Körpers wechseln auf dem Weg zum Gehirn die Seite.

In der Anspannung lebt die linke Gehirnhälfte auf, die Rationalität und die Emotionalität, während die rechte Hemisphäre und mit ihr die Wahrnehmung zurückbleibt. In der tiefen Entspannung kann sich die rechte sensible Gehirnhälfte entwickeln; und zwar nicht nur die Wahrnehmung der äußeren Welt durch die Sinnesorgane, sondern auch der inneren Wahrnehmung. Verzichtet man in der Meditation auf die Benützung der Augen, aktiviert aber trotzdem das Sehzentrum, so kann das bildhafte Sehen der rechten Hemisphäre so in-tensiviert werden, daß tatsächlich ein Lichterlebnis stattfindet. So wie das Gehör auf Schlag oder Druck mit Ton reagiert - man hört etwa die Engel singen, reagiert das Sehsystem auf Aktivierung mit Lichtreflexen. Bei Schlag oder Druck auf die Augen vermeint man etwa Sterne zu sehen.

Eine entsprechende Aktivierung der rechten Gehirnhälfte erscheint als Licht - im geringeren Fall als Lichtpunkt, den man etwa zwischen den Augenbrauen wahrnimmt. Bei hochentwickelter Sensibilität der rechten Gehirnhälfte gelingt es dem Yogi fast alle Körperteile und Lebensfunktionen in Lichtform wahrzunehmen - dies kann man wohl als die Erklärung von "Erleuchtung" annehmen. Die Vernetztheit der Körnernerven bzw. der Gehirnteile wäre demnach die Ursache dafür, daß es so etwas wie Erleuchtung gibt. Aber nicht diese Tatsache macht eigentlich den Wert

des Yoga aus, sondern die Entwicklung der Sensibilität, die dann auch im weiteren Lebensvollzug nützlich eingesetzt werden kann. Dies wird in den Yoga-Schriften auch mehrfach betont. Jemand der erleuchtet ist, sieht sich also nicht nur selbst im Licht seiner eigenen bildhaften Wahrnehmung, sondern kann diese Sensibilität auch für die Organisation seines Lebens und sein Wirken nützen.

Organisation bedeutet Umgang mit Zeit und Raum nach dem Gesetz der Kausalität. Die Raumwahrnehmung befindet sich a priori in der rechten Gehirnhälfte; die Zeit kann ebenso dort bildhaft zur Darstellung gebracht werden, wie das Beispiel des Kalenders sowie der Fahr- und Stundenpläne zeigt. Jedes Management beruht einerseits auf der Fähigkeit der Wahrnehmung und ihrer Nutzung: es gilt, die aus verschiedenen Quellen stammenden Informationen, direkte optische und akustische Wahrnehmung der Welt, indirekte Wahrnehmungen aus Briefen, Büchern und Erzählungen sowie die Erinnerung an frühere Erfahrungen zu einem "gemeinsamen Bild" zu komponieren und damit alles verfügbare Wissen aktuell zur Verfügung zu stellen. Der Vorteil des bildhaften Erfassens liegt in der großen Informationsfülle, die parallel, das heißt gleichzeitig angeboten wird. Die serielle Informationsvermittlung, wie sie durch die Sprache gegeben ist, kann mit dieser Fülle keinesfalls mithalten.

Andererseits geht es im Management, wie auch sonst in der Lebensorganisation, genauso um die Nutzung der rationalen Funktion, die seriell strukturiert ist - also um das Erkennen und das Nutzen der Kausalität. Die Nutzung der Kausalität, deren Faktor die Zeitfolge ist, beruht auf der Fähigkeit des Menschen, Abläufe zu verstehen und einzuordnen - und das ist Rationalität. Das logische Denken ist, wie oben beschrieben, so wie das Sprachverständnis vor allem in der linken Hemisphäre angesiedelt und befähigt den Menschen, bewußt in den Ablauf der Welt einzugreifen - eingreifen tut er allemal.

Die Qualität der jeweiligen Handlung beruht naturgemäß nicht nur auf der Denkfähigkeit, sondern hängt eben auch von der Wahrnehmungsfähigkeit und der Fähigkeit zur Bereithaltung des Wissens ab. Die jeweils geringer entwickelte Leistung gibt die Qualität des Lebens vor - so nützt es wenig, die höherentwickelte Seite zu trainieren; viel mehr bringt es, die unterentwickelte zu fördern. Im allgemeinen kann man davon ausgehen, daß in Europa die linke Hemisphäre höher entwickelt ist, sodaß hier die rechte zu fördern wäre.

Yoga unterstützt die Interaktion der beiden Gehirnhälften und gleicht den jeweiligen Mangel aus; er fördert beide Seiten, nicht nur die Wahrnehmungsseite: Erleuchtung ohne externe Chemie zu erlangen ist ein so schwieriger Weg, daß eine Unterentwicklung der linken Gehirnhälfte nicht vorstellbar ist. Damit ist Yoga als Weg zur Erleuchtung - gleichgültig, wie weit man auf ihm kommt - ein praktisches Bildungsziel, dessen Plausibilität dank der modernen Gehirnphysiologie durchaus vorstellbar ist. Eine scheinbar religiöse Technik - ein Basistraining für die Wahrnehmung, Bereithaltung und Verarbeitung von Information - ist damit einer hochmodernen Wissenschaft schon so nahe, daß sich die beiden gegenseitig erklären können. Wem hätte das noch vor zehn Jahren eingeleuchtet?

#### Literaturhinweise:

PESCHANEL Frank: Sind Linkshänder besser - Durch gezieltes Training beider Gehirnhälften Kreativität und Rationalität fördern. Goldmann-Verlag, München 1990.

Swami YOGESHWARANAND SARASWATI JI MAHARAJ: Science of Soul - A practical exposition of ancient method of visualisation of soul. Published by Yoga Niketan Trust, 30-A/78, Punjabi Bagh, New Delhi 110026 .

This book can be obtained from Yoga Niketan Trust, Muni-ki-Reti (Rishikesh) 249201, Tehri Garhwal District; Uttar Pradesh, India.

Die offiziellen Außenhandelsdaten 1996 zeigen, daß Österreich seine Indienexporte abermals stark steigern konnte und zwar um 27,7 Prozent. Bekanntlich war schon 1995 der Zuwachs bei unseren Ausfuhren nach Indien mit 55,5 Prozent spektakulär. 1996 wurden Waren im Gegenwert von ATS 1.758,5 Mio nach Indien geliefert. Bei den Importen aus

Indien ist die Entwicklung weniger zufriedenstellend. 1995 gingen die Bezüge um 15 Prozent auf ATS 1.725,7 Mio zurück und im abgelaufenen Jahr konnte nur eine Steigerung um 10,3 Prozent auf ATS 1.909,7 Mio erreicht werden. Das bis 1995 stark steigende Handelsbilanzdefizit zu Lasten Österreichs geht nunmehr ständig zurück und nähert sich dem Gleichgewicht.

Indien lieferte 1996 nach Österreich vor allem

Bekleidung	ATS	773,1 Mio
Textilien	ATS	381,6 Mio
Leder u. Lederwaren	ATS	296,3 Mio
Maschinen	ATS	47,7 Mio
Waren aus mineral.Stoffen	ATS	46,2 Mio
Chemische Produkte	ATS	37,7 Mio
Schmuck	ATS	30,0 Mio
Kaffee	ATS	35,8 Mio
Tee	ATS	25,2 Mio
Gemüse und Früchte	ATS	21,3 Mio

Österreich lieferte 1996 nach Indien vor allem

Maschinen	ATS	858,9 Mio
Verkehrsmittel	ATS	177,2 Mio
Chem. Erzeugnisse	ATS	144,4 Mio
Stahl	ATS	131,9 Mio
Papier	ATS	109,3 Mio
Meßgeräte	ATS	76,2 Mio
Waren aus mineral.Stoffen	ATS	75,8 Mio
Metallwaren	ATS	72,0 Mio
NE-Metalle	ATS	25,1 Mio
Druckereierzeugnisse	ATS	24,7 Mio

(Quelle: Indien Panorama 4/97, S.7)

## **Entwicklung des Außenhandels 1997**

Nach einem starken Rückfall unserer Indienexporte im ersten Halbjahr 1997 (-22,8 Prozent) zeigt das Ergebnis für das Gesamtjahr 1997 einen Rückgang von 14,5 Prozent. Unsere Exporte nach Indien 1997 beliefen sich auf ATS 1.504,2 Mio. Im gleich Zeitraum 1996 waren es noch 1.758,5 Mio. Der Rückgang ging vor allem auf das Konto von Maschinen, Stahl, synthetischen Spinnstoffen und NE-Metallen. Stark zulegen konnten hingegen chemische Produkte, Papier, Textilien, Waren aus mineralischen Stoffen, Metallwaren und Meßgeräte.

Indiens Lieferungen nach Österreich stiegen im ersten Halbjahr 1997 um 7,1 Prozent und im Gesamtjahr 1997 um 4,6 Prozent auf ATS 1.998,4 Mio. Besondere Zunahmen waren bei Kaffee, chemischen Produkten, Leder und Lederwaren, Metallwaren und Maschinen zu verzeichnen. Derzeit gibt es über fünfzig österreichisch-indische Joint Ventures. Fast dreihundert österreichische Firmen tragen den Außenhandel mit Indien.

(Quelle: Der Handelsdelegierte für Indien, 25.5.1998)



geführt von Dr.Herwig Palme am 28.Jänner 1998 in Wien.

W: Vielleicht kurz zur Position unseres Unternehmens: Die VAI ist ein Anlagenbauunternehmen. Der Kundenkreis der VAI sind metallurgische Unternehmen, also Stahlproduzenten vereinfacht gesagt. Die VAI ist einer der drei größten metallurgischen Anlagenbauer der Welt, ist global tätig, hat ein Geschäftsvolumen von ca. 15 Mrd. S pro Jahr und beschäftigt fast 4000 Mitarbeiter, wovon rund zweitausend in Österreich und fast zweitausend in ausländischen Büros tätig sind.

Was ist die Rolle der VAI als metallurgischer Anlagenbauer in Indien? Indien ist ein Land mit relativ langer Stahltradition. Indien war einer der ersten Stahlproduzenten Asiens überhaupt. Die Tata Iron & Steel Company ist - historisch gesehen - eines der ältesten Stahlunternehmen der Welt, hat also eine sehr lange Stahltradition. Indien hat sich aber dann in seiner Stahlentwicklung trotz sehr günstiger Voraussetzungen selbst politisch beschränkt, insofern als die indische Regierung lange Zeit es nur zwei Unternehmungen erlaubt hatte, Stahl in signifikanten Mengen zu produzieren. Eine war die Tata Iron & Steel Company, die auch heute einer der größten Produzenten des Landes ist, zwar privat, hat aber aus der Vergangenheit das Privileg zur Stahlerzeugung gehabt Das zweite ist die verstaatlichte SAIL (Steel Authority of India Ltd.), die etwa 15 Mio.t Stahl/Jahr erzeugt. Daneben gab es vor dem Jahr 1990 eine Reihe von privaten Stahlerzeugern, die allerdings von der Kapazität her nur in einem Bereich von wenigen 100.000 Tonnen agieren durften und sich daher nicht signifikant entwickelt haben.

Indien hätte für die Stahlerzeugung hervorragende Voraussetzungen in mehrererlei Hinsicht. Indien hat als eines der wenigen Länder Asiens heimische Rohstoffe. Es besitzt erstklassige Eisenerze in Lagerstätten in Goa und Orissa und Indien besitzt Kohle, allerdings von nicht zu guter metallurgischer Qualität, aber immerhin ausreichend, um eine eigene Industrie zu betreiben. Also von der

Rohstoffvoraussetzung her gesehen hat Indien eine besondere Position. Kein anders asiatisches Land - mit Ausnahme von Australien - hat vergleichbare Rohstoffvorkommen. Die meisten Stahlwerke Indiens liegen im Nordosten des Landes rund um die Kohle- und Erzvorkommen Orissas. Neuerdings gibt es allerdings jüngere Stahlwerke, die an der Westküste liegen.

Die zweite günstige Voraussetzung ist das an sich sehr gute ingenieurmäßige Ausbildungspotential Indiens. Indien hat ein sehr gutes, aus Kolonialzeiten geerbtes, Ausbildungssystem, hat eine sehr gute Ingenieurausbildung und verfügt über eine große Zahl hervorragend ausgebildeter metallurgischer Ingenieure. Eine der wichtigsten metallurgischen Universitäten besteht in Bangalore.

Der dritte große Standortvorteil Indiens sind natürlich die sehr niedrigen Arbeitskosten, die in Indien vorherrschen, wobei man relativierend zwei Dinge dazusagen muß. Nummer eins: Der Arbeitskostenanteil in der Stahlproduktion ist rückläufig, damit verliert dieser Vorteil trendmäßig an Bedeutung. Das Zweite ist, daß viele traditionelle indische Stahlwerke sehr stark überbesetzt, „overstaffed“ sind, auch aus der politischen Vergangenheit bis zum Neunziger Jahr heraus. Indien hätte also sehr günstige Gehaltskosten und Lohnkosten, doch wird dieser Vorteil teilweise durch overstaffing oder durch den Rückgang des Personalkostenfaktors in der Stahlerzeugung wieder etwas kompensiert.

Leider hat Indien diese insgesamt sehr guten Voraussetzungen zur Stahlproduktion lange Zeit nicht genützt, sie hat also der Industrie durch das politische System bis 1990 und eine übermäßige Reglementierung nicht sehr viel Entwicklungsspielraum gegeben und daher hat sich die Industrie auch kaum entwickelt. Die wesentliche Änderung ist mit der Politik der Liberalisierung eingetreten, die unter Premierminister Narhashima Rao 1991 begonnen wurde, die sich bis heute

fortsetzt, die es erstmals in der Geschichte den indischen Privaten erlaubt hat, eigene Stahlwerke von signifikanter Größenordnung, d.h. über eine Million Tonnen Stahlerzeugung pro Jahr, zu errichten..

P: War Indien vor 1990 in der Lage, auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähige Preise anzubieten?

W: Da muß ich mich hier auf Berichte von eingesessenen indischen Metallurgen verlassen: Indien hatte nach eigenen Angaben noch um die Sechziger Jahre Produktionskosten, die zu den wettbewerbsfähigsten der Welt zählten, hat aber dann diesen Produktionskostenvorteil durch sehr geringe technische Entwicklung, durch wenig Investitionen, durch sehr hohes overstaffing verloren und auch dadurch, daß die Stahlindustrie monopolartig geschützt war, durch Importzölle bestens geschützt war. Und wie immer, wenn die äußeren Herausforderungen fehlen, dann gibt es keine Entwicklung. So war es auch in Indien, so hat Indien den komparativen Kostenvorteil verloren. Erst mit der Öffnung des Marktes hat sich alles schlagartig geändert.

P: Haben Sie irgendwelche Parallelen gefunden zwischen dieser Situation in Indien vor 1990 und der Situation der verstaatlichten Industrie in Österreich, bevor diese aufgebrochen wurde?

W: Die Grundsatzparallele besteht einfach darin, daß ein geschütztes Environment immer dazu verleitet, sich nicht zu entwickeln oder sich sehr schwach zu entwickeln. Die Stahlindustrie der Welt war lange Zeit in staatlichem Besitz, was sich völlig ändert. Wir hatten um 1970 einen Grad der Verstaatlichung in der Welt, der sicher bei 70 oder 80 Prozent gelegen sein muß. Das wird sich total umdrehen. Bis zum Ende dieses Jahrtausends wird der Privatisierungsgrad der Stahlindustrie wahrscheinlich 85 oder 90 Prozent betragen, d.h. es gibt zu Ende des Jahrtausends fast nur noch private oder in privatem Aktienbesitz befindliche Stahlhersteller. Die Parallele zu Österreich besteht darin, daß der Staat als Eigentümer von Stahlindustrien der denkbar ungeeignetste Eigentümer ist, weil er eben den Beschäftigungsaspekt überbetont und den wirtschaftlichen Aspekt unterbetont, d.h. er

tendiert dazu, Beschäftigungsprobleme zu Lasten der Unternehmen zu lösen. Das war in Österreich genauso wie in Indien. Diese Parallele besteht zweifellos. Was wir in Österreich nicht hatten, war der durch Zölle extrem geschützte Markt. 1990 hat sich alles geändert. Die Zollschranken sind schrittweise abgebaut worden, sie bestehen heute nur noch in Ansätzen.

Zweitens der wesentliche Schritt: man hat den privaten Unternehmern erlaubt, sich in der Industrie zu betätigen. Das hat einen Boom ausgelöst, der Indien eine neue wirtschaftliche Blüte gebracht hat, aber möglicherweise auch kurzfristig zu einem Overinvestment führt. 1992, 93, 94 bis in die jüngste Zeit herauf ist Auslandskapital wieder zurückgeflossen nach Indien, weil die Auslandsinder, die ja sehr geschäftstüchtig sind, die sich außerhalb Indiens betätigt haben, wieder zurückgekommen sind mit ihrem Kapital, weil sie wieder Vertrauen in ihr Land geschöpft haben. In Indien werden Industrien häufig von Familien betrieben. Es gibt drei bekannte Namen, die neue Stahlindustrien errichtet haben: die eine ist die ESSAR-Gruppe, die von den Brüdern RUIA betrieben wird die ein Stahlwerk im NW des Landes in Gujarat errichtet haben. Eine zweite Stahlgruppe, die MITTAL-Gruppe hat ein neues Stahlwerk in Dolvi errichtet, ebenfalls an der Westküste. Der dritte große private Newcomer ist die JINDAL-Gruppe, die schon im Stahlsektor tätig war, aber die längste Zeit auf einem sehr limitierten Produktionsniveau. Daneben wäre noch LLOYDS STEEL, ebenfalls ein neuer Stahlerzeuger, mit signifikantem Volumen zu erwähnen.

P: Hat sich der Trend zu Küstenstandorten auch in Indien durchgesetzt?

W: Von diesen drei Standorten, die ich erwähnt habe, ist der ESSAR-Standort ein Küstenstandort, Dolvi liegt an der Küste, der Standort des JINDAL-Werkes liegt in Bellary Hospet in Karnataka, und liegt an der Erzgrube, etwa dreihundert Kilometer landeinwärts, was auch ein Vorteil ist, weil man das Erz nicht zu transportieren braucht. Neben diesen drei Familien gab es die längste Zeit mindestens sechs oder sieben signifikante Industriegruppen in Indien, die sich mit dem

Gedanken getragen haben, Stahlwerke zu errichten, nur hat die indische Regierung jetzt erkannt, daß dieser erste Privatisierungsboom in der Stahlindustrie möglicherweise, wenn man ihn zu ungezügelt laufen läßt, dazu führt, daß zuviel Stahlkapazitäten auf den Markt kommen, d.h., daß die Rückzahlungen für diese doch massiven Investitionen gefährdet sind. Man befürchtet also, daß die Zurückzahlbarkeit dieser großen Vorhaben gefährdet sein könnte, wenn man zuviel Kapazität auf den Markt bringt, was richtig ist.

P: Die VOEST-ALPINE war ja schon längere Zeit in Indien tätig.

W: Wir haben eine sehr lange Geschichte in Indien. Indien ist für uns ein sehr bedeutungsvolles Kundenland. Wir haben nämlich in Indien zum ersten Mal in unserer Geschichte eine neue Technologie installiert, nämlich die LD-Technologie, vor mehr als 40 Jahren. Es war unser erster Exportauftrag überhaupt. Der Standort war Rourkela und zum ersten Mal wurde die LD-Technik erfolgreich nach Indien exportiert. Das Bemerkenswerte daran ist, daß wir fast vierzig Jahre später wieder mit einer neuen Technologie, nämlich der COREX-Technologie in Indien als einem der ersten Länder gelandet sind.

P: Wie sind im Großen Ihre Erfahrungen mit Indien?

W: Wir schätzen die Inder sehr als Geschäftspartner. Es gibt wenig Partnerländer, in denen wir ein derartig gutes Ausbildungsniveau auf fast allen Ebenen der Organisation vorfinden. Im Vergleich dazu sind die meisten Kundenländer in Asien zwar auf den obersten Ebenen ebenfalls sehr gut ausgebildet, auf den Ebenen darunter mangelt es an der Kommunikation, weil die Sprachkenntnisse fehlen. Indien hat eine ganz besondere Prädisposition durch die hohe Kommunikationsfähigkeit in Englisch. Wir haben die Inder kennengelernt als auffassungsschnelle, kenntnisreiche Industriepartner mit einem sehr stark ausgebildeten Geschäftssinn, mit einem äußerst raschen Durchblick auf Problemlagen, hohem analytischen Verstand und insofern sind die Inder sehr herausfordernde, aber auch sehr

angenehme Geschäftspartner. Die Inder sind natürlich bekannt, daß sie sehr gute Verhandler sind, daß sie sehr preis- und kostenbewußt sind, insbesondere die privaten indischen Unternehmer gehören zu den talentiertesten Unternehmern. Sie haben auch unternehmerischen Mut. Vielleicht eine einzige Relativierung dazu ist, daß sie oft zu „kleinkariert“ in den Kosten sparen und zu sehr ins Detail gehen und zuwenig die große Linie sehen, aber insgesamt sind indische Unternehmer in allen Teilen der Welt höchst erfolgreich durch ihre besondere Begabung, ihre besondere Ausbildung, ihren besonderen kulturellen Background und ihre sprachliche Begabung, die sie als Handelsleute ganz besonders prädestiniert. Ich persönlich mag das indische Volk sehr gerne, ich fahre sehr gerne nach Indien und wenn man selbst eine positive Einstellung zu einem Kundenland hat, dann erzeugt dies meist auch eine sehr positive Wechselwirkung.

Vielleicht kurz unsere wesentlichen Exporterfolge in Indien. Wir haben in Indien in den letzten vier oder fünf Jahren sehr große Exporterfolge gehabt. Wir haben zwei komplette COREX-Anlagen verkauft, also neue Technologie, in einem Gesamtexportwert von 2 Mrd.S innerhalb von wenigen Jahren, für das neue Hüttenwerk Jindal in Karnataka. Kurz zuvor, also 1994, haben wir an die staatliche indische Stahlfirma SAIL in Bokaro eine komplette Stranggießanlage verkauft, ebenfalls ein Auftrag im Gesamtwert von 2,2 Mrd S, wobei der Anteil der VA-Industrieanlagenbau 700 Mio S war. Wir haben ein komplettes Automatisierungssystem für eine Breitbandstraße ebenfalls an den Standort Bokaro verkauft, ein technologisch sehr interessanter Auftrag.

P: Das sind alles Technologien, die in Linz entwickelt wurden?

W: Das sind Technologien die die VAI als eigenentwickelte Technologie in ihrem Portfolio hat. Zur gesamtwirtschaftlichen Entwicklung wäre vielleicht hinzuzufügen: im Moment ist die wirtschaftliche Entwicklung, die Liberalisierung, in Indien etwas gebremst durch eine Reihe von Umständen. Ich denke, ein wesentlicher Umstand ist, daß die politische Situation in Indien etwas unsicher

geworden ist. Es gab zuletzt sehr instabile Regierungskoalitionen. In sehr kurzen Abständen gab es zwei Neuwahlen, was in Indien eine sehr große Affaire ist, nämlich eine Milliarde Menschen an die Wahlurnen zu bringen, ein Prozeß der für uns nicht vorstellbar ist, jedenfalls nicht vergleichbar mit Wahlen in Österreich. Die zweite Entwicklung ist, daß die indische Regierung befürchtet, daß es durch eine zu rasche Privatisierung zu einer Überhitzung der Wirtschaft kommen kann und daher die Banken mit der Kreditvergabe etwas bremsen, die Zinsen künstlich hochhalten, die Finanzmittel sehr knapp werden. Das sind zwei Restriktionsfaktoren, die möglicherweise in den nächsten Jahren zu einer Verflachung des Wachstums führen. Indien hat eine Bevölkerung von einer Milliarde Menschen, die im Steigen begriffen ist, sehr stark wächst. Viele Wirtschaftsanalysen haben dieses Bevölkerungswachstum als sehr starke Triebfeder eingeschätzt für eine sehr rasche Bedarfsentwicklung. ZB im Stahlsektor hat man gedacht, daß der Stahlbedarf Indiens - der derzeit bei etwa 26 Mio t pro Jahr liegt, was sehr wenig ist, das entspricht einem pro-Kopf-Verbrauch von 26 Kilo, das ist ein Zwanzigstel dessen, was man in Europa verbraucht - man hat also geschätzt daß sich dieser Stahlbedarf sehr rasch ausweiten wird auf 40 bis 45 Mio t pro Jahr.

Man erkennt aber jetzt, daß diese Prognosen sich in der Realität nicht bewahrheiten, unter anderem deshalb, weil die Einkommensverteilung in Indien nicht so gut funktioniert, wie man sich das gedacht hat. Die Kaufkraft erreicht einfach nicht die Schichten der Bevölkerung, die die großen Bevölkerungszahlen haben. Es stellt sich außerdem in Indien heraus, daß das Wachstum durch einen dramatischen Mangel an Infrastruktur, im Transportsektor, der Häfen, der Eisenbahnen, der Straßen beschränkt ist. Dies behindert sehr stark den Ausbau der Industrie.

P: Wenn Sie jetzt zB vergleichen, Ihre Standorte in Indien mit anderen asiatischen Standorten. Wodurch unterscheidet sich Ihr Engagement in Indien von dem in anderen

Ländern? Spielt die doch solide Rechtslage eine Rolle?

W: Indien hat eine äußerst ausgeprägte, schwerfällige und nicht zu überkommene Bürokratie, eine total durchstrukturierte Bürokratie, die ebenfalls ein sehr starker Hemmfaktor ist für schnelle Entscheidungen. Das ist die Downside. Die Upside ist, daß diese Bürokratie in einer gewissen Weise selbsttragend ist, d.h. das Land kann ohne Regierung für lange Zeit überleben. Die Bürokratie prägt das Land und sie stellt auch ohne Regierung sicher, daß die Agreements, die geschlossen wurden und die Approvals, die gegeben wurden, auch durchgezogen werden, daß es dann keine negativen Überraschungen mehr gibt. Nur, bis es zum Vorliegen aller Genehmigungen kommt, die für ein Industrieprojekt erforderlich sind, das sind Prozesse, die sind für uns unvorstellbar. Es hat sich wesentlich gebessert, ist aber trotzdem noch unvorstellbar. Und die Bürokratie in Indien ist auch unerbittlich. Bei uns in Österreich findet man immer Wege, sehr starke Bürokratien zu umgehen oder zu überwinden, aber in Indien ist sie durch die große Anzahl der Beteiligten nicht zu umgehen.

Der Vergleich zu anderen asiatischen Ländern: ich glaube, der Vorteil der großen Unternehmen in Korea, in Taiwan war, daß sie automatisch agieren konnten. Sie haben eine jüngere Historie, sie haben weniger Workforce, sie haben eine diszipliniertere Workforce. Sie sind insgesamt produktiver. Ich denke gerade darüber nach, was die wesentliche Ursache ist, warum POSCO (von der VAI mitgebautes Stahlwerk in Pohang, Südkorea) wesentlich produktiver ist? Das hängt sicher damit zusammen, daß die Stahlwerke mit militärischer Präzision geführt sind, mit großer Planung.

P: Die Inder sind mehr die individualistischen Unternehmer?

W: Ja, jeder weiß alles, jeder kann alles analysieren. Aber in Indien, und das ist vielleicht das entscheidende Merkmal, die Inder sind historisch nicht gewohnt, auch einfachste operative Entscheidungen selbst zu

treffen, auf niedrigen Ebenen selbst zu treffen. Inder sind gewohnt, daß Firmenchefs Entscheidungen bis in unglaubliche Details selbst treffen. Sie empfinden keinen Mangel dadurch, sie empfinden nicht, daß sie zuwenig Aufgaben oder zuwenig Entscheidungsfreiheit hätten, sondern historisch leben sie damit, daß sämtliche Einzelentscheidungen an der Spitze des Unternehmens getroffen werden. Und das führt dazu, daß an der Unternehmensspitze ein Entscheidungsengpaß entsteht. Das ist eine sehr typische Situation bei indischen Privatunternehmen. Die Führungsspitze ist umgekehrt auch sehr mißtrauisch, behält sich sehr viele Entscheidungen vor, aus Mißtrauen heraus. Aus der Mangelsituation heraus herrscht ein gewisser Korruptionsgrad. Wo solche Armut vorherrscht ist das Bemühen, zu einem außerordentlichen Einkommen zu kommen, stärker ausgeprägt. Je niedriger die Grundeinkommen sind, umso mehr mißtraut der klassische Entrepreneur seinen Mitarbeitern und würde ihnen unterstellen, daß sie möglicherweise nicht loyal sind, was in einem koreanischen oder taiwanesischen Unternehmen aufgrund des starken Überwachungsgrades nicht denkbar wäre. Der indische Executive liebt es nicht, Entscheidungen zu treffen. Er analysiert das Problem perfekt, er macht Empfehlungen.

Ein anderer wichtiger Aspekt in unserer Zusammenarbeit mit Indien ist folgender: Es ist ja bekannt daß die Löhne in Mitteleuropa sehr hoch sind und daß die DM eine hochbewertete Währung ist und der Schilling ja dranhängt. Aus dieser Überlegung heraus haben wir sehr früh begonnen, aktive Konzepte der globalen Arbeitsteilung zu entwickeln. Unsere Politik ist es, die Engineering-Arbeit zu teilen in ein Front End, dh Basic Engineering Packages und in Detail-Engineering, also Ausführungsarbeiten, wo man dann das Engineering bis zur Werkstattzeichnung detailliert. Und hier finden wir, daß Indien ein wesentlich geeigneterer Platz für Detail-Engineering ist als Europa, allein von der Kostenrelation: Wir definieren in unserem Produktportfolio bestimmte Engineeringarbeiten, die wir ausschließlich in Indien durchführen, auch für Drittländer, nicht

nur für Indien selbst. Das ist Globalisierung. Das ist der Zweck unserer Engineeringbüros in Indien.

Wir stehen zwar noch am Anfang. Die Ingenieure sind noch nicht voll ausgebildet für diesen Job. Unser Ziel ist, dort eine echte Low Cost Engineering Source aufzubauen. Dafür ist Indien ein prädestinierter Platz, weil die Inder eben Englisch können, auch auf allen Levels und die Inder sehr talentierte Ingenieure sind, Durchblicker, sehr analytische Geister und sie sind sehr genau, was im Engineering auch ein Vorteil ist. Wir bauen dort ein modernes Büro, wo mit Computertools Engineeringarbeiten gemacht werden. Unser Ziel ist, daß die Arbeitsergebnisse mittels Datenleitung, was derzeit noch nicht so gut funktioniert, einfach online übermittelt werden, daß wir Satellitenverbindungen zwischen Delhi und Linz errichten. Da schickt der Inder seine Zeichnung und in Linz kann der Österreicher es im Concurrent Engineering sehen, er kann Korrekturen machen und wieder zurückschicken.

P: Wie sehen Sie Indien in der Langfristperspektive?

W: Wir lassen uns von kurzfristigen Strömungen nicht irritieren. Für uns ist Indien ein Ort von größter Wirtschaftsdynamik und eine der wirtschaftlichen Power-Nationen im 21. Jahrhundert. Wir behalten unsere Präsenz hier bei, passen uns an die einen oder anderen Änderungen an, genauso wie wir sicher sind, daß sich Indien auch an ändernde Umstände anpaßt. Daß diese Änderungen ihre Zeit erfordern, ist bei der Größe und multikulturellen Zusammensetzung dieser Nation nicht verwunderlich. Wir wünschen uns vor allem, daß Indien auch in ökologischer Hinsicht ein Rezept findet, Wirtschaftswachstum und lebenswerte Umweltzustände in der Balance zu halten.

P: Vielen Dank dafür, daß Sie sich zu diesem Interview für den Newsletter der ÖIG die Zeit genommen haben!

## CENTRE-PIECE

### TRYST WITH DESTINY.

von Jawaharlal Nehru

30

(Rede, gehalten in der gesetzgebenden Versammlung, New Delhi, am 14. August 1947, am Vorabend der Erreichung der Unabhängigkeit.)

„Long years ago we made a tryst with destiny, and now the time comes when we shall redeem our pledge, not wholly or in full measure, but very substantially. At the stroke of the midnight hour, when the world sleeps, India will awake to life and freedom. A moment comes, which comes but rarely in history, when we step out from the old to the new, when an age ends, and when the soul of a nation, long suppressed, finds utterance. It is fitting that at this solemn moment we take the pledge of dedication to the service of India and her people and to the still larger cause of humanity.

At the dawn of history India started on her unending quest, and trackless centuries are filled with her striving and the grandeur of her success and her failures. Through good and ill fortune alike she has never lost sight of that quest or forgotten the ideals which gave her strength. We end today a period of ill fortune and India discovers herself again. The achievement we celebrate today is but a step, an opening of opportunity, to the greater triumphs and achievements that await us. Are we brave enough and wise enough to grasp this opportunity and accept the challenge of the future?

Freedom and power bring responsibility. The responsibility rests upon this assembly, a sovereign body representing the sovereign people of India. Before the birth of freedom we have endured all the pains of labour and our hearts are heavy with the memory of this sorrow. Some of those pains continue even

now. Nevertheless, the past is over and it is the future that beckons to us now.

The future is not one of ease or resting but of incessant striving so that we may fulfil the pledges we have so often taken and the one we shall take today. The service of India means the service of the millions who suffer. It means the ending of poverty and ignorance and disease and inequality of opportunity. The ambition of the greatest man of our generation has been to wipe every tear from every eye. That may be beyond us, but as long as there are tears and suffering, so long our work will not be over.

And so we have to labour and to work, and work hard, to give reality to our dreams. Those dreams are for India, but they are also for the world, for all the nations and peoples are too closely knit together today for any one of them to imagine that it can live apart. Peace has been said to be indivisible; so is freedom, so is prosperity now, and so also is disaster in this One World that can no longer be split into isolated fragments.

To the people of India, whose representatives we are, we make an appeal to join us with faith and confidence in this great adventure. This is no time for petty and destructive criticism, no time for illwill or blaming others. We have to build the noble mansion of free India where all her children may dwell.“

(Aus: Salman Rushdie and Elisabeth West (Eds): *Mirrorwork. 50 Years of Indian Writing 1947-1997*. S-3-4.)

## ADDRESS TO THE NATION.

Shri K.R. Narayanan, President of India.

On the Eve of the Republic Day 1998.

31

Fellow-Citizens,

It is with pride and pleasure that I join you in the celebrations of our Republic Day. It falls within the year of the Golden Jubilee of our Independence. On this doubly auspicious occasion I extend my warm greetings to all fellow-citizens in India and abroad and to our defence forces guarding the integrity and security of our country.

Republic Day is more than a national day; it is the anniversary of a defining moment in our history. It was on this day in January 1930 that the Indian National Congress meeting on the banks of river Ravi declared that „the goal of India was Poorna Swaraj, that it was the right of every Indian, as of any other people, to have freedom“ and that „if any government deprives a people of their rights and oppresses them, the people will have the further right to alter it or abolish it.“ It was on the same day in January, 1950, that we gave to ourselves a Constitution.

Among the foremost of the goals we set before ourselves were our unity as a nation and a people, and their journey towards an egalitarian order.

From the Upanishadic idea of the world as a single family to our struggles for independence, for nation-building, and for world cooperation, India was preoccupied with the concept of unity. This urge for unity was as much a product of our philosophical and humanistic thinking as a response to the challenge of the widely pluralistic nature of our society. We know that this unity in diversity is the secret of our viability as a nation and our strength: the binding force of our age-old culture, the long tradition of our tolerance, the network of socio-economic bonds that we have built up among our people, and above all our vibrant democracy, have made the unity of India unassailable. And yet there is our historic tendency to quarrel among ourselves. In the midst of these differences and quarrels

we should not forget to nurture and strengthen the unity, integrity and security of the nation. The sagacious words of Bhishma in the Shanti Parva of Mahabharata we must pay heed to seriously.

Gana mukhaistu sambhooya karyam ganahitam  
mithah  
prithagganasya bhinnasys vitatassya  
tatoanyathah  
artha pratyavasseednti tathanartha bhavanti  
cha.

*„Leaders of the republic should unitedly pursue the interests of the republic as a whole, otherwise discord among them leads to emergence of numerous antagonistic groups, which disrupt its functioning, leading to disastrous consequences.“*

The unity of a country also is the combined outcome of political, social, and economic development, and of a sense of fairness and justice pervading the body-politic as a whole. The state should deliver the goods to the people and meet their established and rising expectations. We have registered some notable successes in this respect. At Independence our agriculture was at subsistence levels and our industrial development was rudimentary. Thanks to eight Five Year Plans, six years of economic reforms and the harnessing of science and technology for economic development, India has made a great deal of progress on all fronts. Slowly but surely our economy is being transformed, real incomes are rising, life expectancy has doubled and poverty has declined. During the Eighth Five Year Plan economic growth accelerated to attain an average of 6.5 percent per year, the highest achieved during any Five Year Plan- period. Despite the unprecedented financial and economic crisis in neighbouring countries of East Asia, the Indian economy has continued to perform well and the external sector has remained resilient, partly due to the indigenous

prudence we have exercised in the execution of our liberalization programmes.

In spite of the Green Revolution it is an unfortunate fact that hunger and malnutrition persist in our rural as well as urban areas. There is the need now to go beyond the Green Revolution and bring about a nutritional revolution in the country. The food and the nutritional needs of the poor in India, especially of children and women, must be tackled. Besides, on this anniversary of our Republic we must resolve to complete the unfinished task of land reforms that we embarked upon years ago and empower the landless poor and small farmers who have not got any benefits from the Green Revolution. Much of the poverty and unrest in rural India - the caste conflicts and the economic violence - can be traced to the gross injustice in the distribution of land and to some kind of counter-revolution that is taking place holding up the implementation of land reforms and the snatching away of whatever benefits progressive legislation had bestowed on the poor.

As a people we are generally prone to take delight in de-bunking our achievements and successes. That is not an altogether negative fact. But on an occasion such as this we must count our blessings and celebrate our successes. We must also squarely face up to our failures and shortcomings. One often hears people asking why it is that after 50 years of independence, there are in India the largest number of people living below the poverty line. And that in the midst of plenty and wasteful conspicuous consumption among sections of our society. Indeed the idea of austerity and the word itself has disappeared from our vocabulary. As regards literacy, is it not a shame that in this land known for its traditions of philosophy, scholarship and intellectualism, there exist the largest number of illiterates in the world?

To find an answer to these ironies we must look at our society with open and penetrating eyes. Ours is a society divided vertically and horizontally in innumerable compartments. Economic development, technological changes, social reform movements have not

succeeded in pulling down these domestic walls even though they have been considerably lowered, and benefits of developments do not flow from one compartment to another. The result is uneven development and existence of plenty and poverty, change and stagnation almost side by side. How can we tolerate indefinitely these dangerous dichotomies and inequalities?

We are witnessing today uncontrolled growth of communalism and casteism snuffing out the lights of secularism in our society, and the increase of corruption, violence, and criminalisation of politics and society. The state and the government have the responsibility of dealing with these dark forces threatening the fabric of our society and our cherished values. But people themselves have a responsibility and a role to play.

In 1947, when Mahatma Gandhi decided to go on a fast in the face of the communal carnage in Calcutta, a distinguished leader wrote to him trying to dissuade him from taking the step. He asked: „Can you fast against goondas?“ Gandhiji's reply was revealing: „It is we who make the goondas. Without our sympathy and passive support goondas will have no leg to stand upon. I want to reach the hearts of the people behind the goondas.“ In the situation obtaining today the people have the right, the duty, and the opportunity to dissociate themselves from individuals and groups who propagate and indulge in corruption, violence, and crimes against society. They must not give them passive support, as Gandhiji advised, and shun and isolate them in society. Together with governmental action this would produce results.

In this context we can take a lesson from our experience of fighting terrorism in Punjab, Assam, and Kashmir. The people tired of violence and insecurity dared to break out of the mystique of fear of the terrorists and asserted their will for normal life. This was followed by democratic elections which acted as some sort of a social and political therapy. The essential in all this was the attitude of the people.



We have to mobilize ourselves and harness our energies against the forces of violence, corruption, communalism, and casteism. And we will have to release the energies of women, scheduled castes, tribes, backward classes, and minorities. The social, economic, and political empowerment of women is a prerequisite to the revitalisation of our development and democratic processes. My fellow-citizens, in a few days we will be observing the martyrdom of Mahatma Gandhi. This kind of collective action is the least that we can do in memory of his great sacrifice. And within a couple of weeks the nation will go to polls in the largest democratic elections in the world involving an electorate of 600 million people. I have no doubt that under the vigilant eye of the Election Commission of India we will have free and fair elections in which the people could express their sovereign will.

Fellow-citizens, while we are engrossed in our own concerns and problems, we cannot forget that we live in a world and in a neighbourhood. We can take pride that we are regarded in the world as a mature and vibrant democracy, and a country that is forging ahead into the 21<sup>st</sup> century as a considerable economic and industrial power. In the past we have given to the world great ideas and philosophies. After Independence we have had the privilege of initiating the Policy of Non-Alignment and we have worked for peace in

the world with sincerity and passion. Today in cooperation with the peoples of the world, particularly the non-aligned and developing countries, we are working for a just, equitable, and peaceful world order. We have extended our hands of cooperation and friendship to our close neighbours. Our destiny is linked with their destiny. And we stand for friendship with all nations and pursue our objectives of peace, disarmament, and development. On the occasion of our Republic Day we send our greetings to all the nations of the world. And to my sisters and brothers and to the youth of this great country I convey my good wishes for the Republic Day.

May the flag that will be unfurled tomorrow on state buildings and atop millions of homes inspire us to work for peace and prosperity that is shared by all in this mother-land of ours.

Jai Hind.

# LITERATUR

## MODERNISMUS UND JENSEITS DAVON. Indische Literatur im unabhängigen Indien.

K. Satchidanandan

34

Zwei einander scheinbar entgegengesetzte und doch überlappende Projekte sind für die Literaturen im unabhängigen Indien kennzeichnend: Modernisierung und Demokratisierung. Unter Modernisierung verstehe ich die radikale Verwandlung der Sensibilität, Wahrnehmung und Sprache, welche die meisten der indischen Literaturen in den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts eingeholt hatte. Unter Demokratisierung verstehe ich das Engagement der Literaturen für kollektive Schicksale, das sich im Inhalt wie in der Anwendung populärer Sprache und Volkstraditionen auf der Ebene der Form widerspiegelt.

Der Modernismus trat bei verschiedenen Sprachen unter verschiedenen Umständen zutage und bedeutete häufig verschiedene Dinge, obwohl die gemeinsame Stoßrichtung antiromantisch war und eine neue Ausdrucksform darstellte, die im wesentlichen eine neue Wahrnehmung des Lebens im Zusammenhang mit Industrialisierung und Verstädterung zum Ausdruck brachte. Es war die Revolte einer durch einen herannahenden Niedergang auf der einen und den Verlust des ländlichen Lebens auf der anderen Seite bedrohten Sensibilität. Die bestehende Kultur stand unter Schock, hervorgerufen durch den Rückzug der Werte Gandhis aus dem politischen Leben, großen, auf die Stadt gerichteten demographischen Bewegungen, die durch die Arbeitslosigkeit auf dem Land in Gang gesetzt wurden, dem von der Teilung Indiens zurückgelassenen Trauma, dem Schreckgespenst des Hungers, der durch Städte und Dörfer geisterte, von der kolonialen Erziehung und Ausbildung genährten Spannungen, die von der sensiblen Stadtbevölkerung empfundene Vereinsamung und Entfremdung, die durch ein neues Bewußtsein von Zeit und Raum erzeugte metaphysische Angst, die Herausforderung, welche die entwurzelten Massen für das Gefühl der Sicherheit der Tradition und der einheimischen Arten des Sehens und Fühlens

darstellte und die Ekstase einer neuen Welt ohne Gott. Die moderne Erfahrung in Indien war ein Konglomerat aus all diesen Elementen: die im Mahlstrom ständigen Zerfalls und Kampfes, Zweideutigkeit und Angst gefangene Erfahrung. Die kollektiven Ideologien hatten ihren Reiz verloren: selbst Ideologien des Widerstands schienen in formale Einrichtungen aufgegangen zu sein. Die Idee des Fortschritts wurde in Frage gestellt: die zunehmende Vielfältigkeit der Erfahrung zwang die Schriftsteller zur Suche nach anderen Stilen des Denkens, der Vorstellung und des Ausdrucks. In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts trat auf der nationalen Ebene eine Reihe von aufeinander folgenden, sich überdeckenden Bewegungen auf, die den Boden für die im gegenwärtigen Indien zu findende Mischung aus Schulen und Stilen der Literatur bereitete. Die nationalistische Phase unserer Literatur vom späten neunzehnten bis etwa in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts schuf eine Lyrik, die die heroische Vergangenheit Indiens glorifizierte und die Menschen zum Kampf gegen die koloniale Aggression wie gegen die feudale Unterdrückung - der Klassen und Geschlechter - aufrief und eine erzählende Literatur, welche die Spannungen der Erneuerung wiedergab. In allen wichtigen Sprachen Indiens entstand zu dieser Zeit ein öffentlicher Bereich; die Literatur schien mit der Leserschaft eins zu sein. Von den zwanziger Jahren an tauchte in diesen Sprachen eine romantische Literatur auf, die unter verschiedenen Namen, von Chhayavad und Navodaya bis Kalpanikata und Bhavakavita, bekannt wurde. Dadurch wurde im literarischen Diskurs Raum für private Erkundungen geschaffen, die im starken Kontrast zur öffentlichen Rhetorik der nationalistischen Literatur, besonders der Lyrik, standen. Dies trug zur Definition eines unverwechselbaren indischen Selbst bei und sogar zu einer anderen nationalen Identität, in welcher ein Dichter introspektiv zum Ort für die Geltendmachung und Manifestation

spezifischer indischer literarischer Traditionen wurde, auch wenn er unter dem Einfluß der britischen Romantiker stand. Die Dialektik von Nationalismus und Romatizismus wurde in den dreißiger Jahren durch das Progressive Movement noch weiter verkompliziert, das dem sozialistischen Ideal, dessen Einfluß bis heute spürbar ist, verpflichtet war.

Die modernistische Bewegung hatte ihre Ursprünge ebenfalls in der Zeit vor der Unabhängigkeit: B.S. Mardhekar zum Beispiel, begann seine formalen Erkundungen in den vierziger Jahren. Sie gewann jedoch an Bedeutung in den fünfziger und sechziger Jahren als Gopalakrishna Adiga, B.C. Ramachandra Sharma und U.R. Anantha Murthy in Kannada, Sri Sri und Ajanta in Telugu, Ayappa Paniker, N.N. Kakkad, O.V. Vijayan, V.K.N., Paul Zachariah und M. Mukundan in Malayalam, Sundara Ramaswamy, Pudumaipithan, Ka Naa Subramanyam und Jnanakoothan in Tamil, Dilip Chitre, Arun Kolatkar und Bhalchandra Nemade in Marathi, Labhshanker Thaker und Sitanshu Yasashchandra in Gujarati, Muktibodh, Agyey, Raghuvir Sahay, Nirmal Verma, Mohan Rakesh und Krishna Baldev Vaid in Hindi, Akhtar Ul-Iman, Ismat Chughtai und Qurratulain Hyder in Urdu, Navkanta Barua, Nilmoni Phukan, Birendra Kumar Bhattacharyya und Hiren Gohain in Assamese, Bishnu Dey, Jibananda Das, Sudheenranath Dutta, Buddhadev Bose und Amiya Chakravarti in Bengali, Bhanuji Rao, Sachi Routroy, Sitakant Mahapatra, Ramakanta Rath und Manoj Das in Oriya - um nur einige Beispiele aus wenigen Sprachen anzuführen - anfangen, ihre Sprache und Wirklichkeit aus bisher unbekanntem Blickwinkeln zu erforschen. Die Kritik, daß die Modernisten sich von ihren Traditionen abgewendet haben und westlichen Modellen - von T.S.Eliot und den französischen Symbolisten in der Lyrik, von HD.Lawrence, James Joyce, Kafka, Camus und Satre in der erzählenden Literatur - mitgerissen wurden und nur 'cultural pastiche' zustande brachten, scheint im Fall der echten indischen Modernisten unangebracht. In beinahe allen Fällen rebellierten sie gegen eine Vaterfigur oder ein ganzes Pantheon von Vaterfiguren, ausgedrückt durch bestimmte Konventionen und Formen. Die Herausgeber

von Vibhava, einem exemplarisch modernistischen Magazin, nannten dies das 'Tagore Syndrom', denn Tagore stellte all das dar, was die Modernisten zerstören wollten, obwohl Tagore selbst nach anfänglichem Streit den Modernismus akzeptierte. Spätere Beurteilungen Tagores stellen ihn als ersten Modernisten nicht allein in der indischen Malerei, sondern auch in der indischen Lyrik dar, weil seine späten Gedichte von seinen eigenen vorgegebenen Modellen abwichen. Es ist aber wahr, daß die ersten bengalischen Modernisten wie Bishnu Dey, Buddhadev Bose und Sudheendranath Dutta und auch spätere wie Shakti Chattopadhyay und Sunil Gangopadhyay offene Kritiker Tagores waren und daß Jibananda Das, der auf die jüngeren Lyriker einen größeren Einfluß als Tagore ausübte, zwar nicht als Kritiker bekannt war, aber doch sich so stark wie möglich von Tagore in der Wahl seiner Stimmungen und Metaphern abhob. Wie Amiya Dev bemerkt, war Tagore letztlich ein Poet des Glaubens an Gott, die Natur oder den Menschen, während die Modernisten die Poeten des Zweifels und manchmal der Verzweiflung waren. In allen Sprachen gab es patriarchalische Ikonen oder Tendenzen mit vorgegebenen Kanons und Konventionen, von denen die Jungen loszubrechen trachteten. In Malayalam, zum Beispiel, richtete sich die Revolte gegen den süßlichen und weitschweifigen Stil der Nachahmer von Keralas romantischer Kultfigur Changampuzha Krishna Pillai, ebenso wie gegen die typische progressive Literatur der vierziger und fünfziger Jahre, welche die jüngeren Schriftsteller simplistisch, oberflächlich und insgesamt ohne jede subjektive, psychologische und metaphysische Dimension fanden. In Hindi andererseits waren - und sind - viele Modernisten Marxisten der einen oder anderen Spielart, von Muktibodh bis Dhoomil, Sarveshwar Dayal Saxena, Kedarnath Singh und Vinod Kumar Shukla, oder wenn sie keine Marxisten waren, intensiv mit gesellschaftlichen Fragen beschäftigt, wie Sreekant Verma, Shamsheer Bahadur Singh, Mohan Rakesh, Raghuvir Sahay oder Krishna Sobti. Dies gilt auch für andere Sprachen: B.S.Mardhekar, Vinda Karandikar, Narayan Surve, Namdeo Dhasal (Marathi), Ali Safdar Jafri (Urdu), Subhash Mukhopadhyay, Bishnu

Dey (Bengali) und Sri Sri und Vara Vara Rao (Telugu) sind Beispiel aus dem Gebiet der Lyrik allein - die alle vom radikalen Idealismus des marxistischen Denkens stark beeinflusst waren. In diesen Sprachen richtete sich die Revolte vornehmlich gegen metaphysische und romantische Trends: daher dieses historizistische Verhör.

Bis zum Jahr 1965 hatten die indischen Schriftsteller in verschiedenen Sprachen bereits eine Menge an Erzählungen und Lyrik hervorgebracht, die versuchten, die Vielschichtigkeit indischen Lebens mit seiner unsicheren Koexistenz verschiedener Zeitwelten, der rationalen und spirituellen, der realen und surrealen, mit ihren erstaunlichen Bildern, abgehackten Rhythmen, der Anwendung neuer Muster, traumartigen Verschmelzungen und Ersatz von Zeit und Raum, unerwarteten Sprüngen im Denken und den Launen, den Überschreitungen bestehender Normen des Anstandes und Wohlverhaltens, den abstrusen Zusammensetzungen von Volks- und Klassikelementen, einheimischen und exotischen Formen, der Neugestaltung indischer Mythologie im neuen Kontext von Gesellschaft und Sprache, der Vorstöße in Legenden und Archetypen und der bewußten Verwendung der Alltagssprache darzustellen. Die polyphonischen modernistischen Texte aus Gedichten wie *Bhoomigeethe* von Gopalakrishna Adiga, *Andhere Mein* von G.M.Muktibodh, *Magan* von Sitanshu Yashaschandra, *Kurukschetram* von Ayyappa Paniker oder *Jejuri* von Arun Kolatkar oder aus Erzählungen und Romanen wie *Khasakkinte Itihasam* von O.V.Vijayan, *Pandavapuram* von Sethu, *Raat Ka Reporter* von Nirmal Verma, *Naukar Ki Kameej* von Vinod Kumar Shukla, *Uska Bachpan* von Krishna Baldev Vaid, *Zingagi Nama* von Krishna Sobti, *Samskara* von U.R.Anantha Murthy, *J.J.Sila Kurippugal* von Sundara Ramaswamy oder *Kosla* von Bhalchandra Nemade spiegelten den Versuch wider das neue Gären in der Kultur, das weit über die formalen Ressourcen der vorherrschenden Art hinausging, auszudrücken. Vatermord war die Vorbedingung für solche Neuerungen: die Revolte richtete sich gegen die heitere Gefühlsseligkeit in der Lyrik und den konventionellen Realismus in der erzählenden

Literatur. Der Modernismus wurde zu einem Weg für die Dokumentation der Entmenschlichung der Gesellschaft nach der Unabhängigkeit mit der sie begleitenden Morbidität, Entfremdung und dem Verlust von Identität. Die Zerschlagung von Gestalt herrschte vor, wie Dilip Chitre ausdrücken würde. Wie im europäischen Modernismus wurden auch im indischen Modernismus politisch Konservative und Radikale (Yeats und Louis MacNeice, Adiga und Muktibodh) unter einen Schirm gebracht, denn beide wurden zynisch und enttäuscht wegen der autoritären Tendenzen des neuen Staates und der wirtschaftlichen und moralischen Entbehrungen und beide befanden sich auf der Suche nach starken neuen Ausdrucksformen. Der Modernismus war eine Forderung unserer eigenen Geschichte und nicht ein Gebot des Westens, wie seine Verleumder behaupteten. Westliche Modelle mögen manchmal als Werkzeuge der Subversion benutzt worden sein, doch die Agenden für die neue Ästhetik wurden von der eigenen Literaturgeschichte festgelegt. Sie setzte den Dialog in Gang zwischen dem Subalternen und der Hegemonie, indem sie das Mißtrauen der Fortschrittlichen gegenüber neuen Textstrategien durchbrach.

Alle indischen Sprachen besitzen eine starke Tradition demokratischer Literatur, deren erste Manifestationen in der Literatur der Stammesbevölkerung und der oralen Literatur gefunden werden können, weiters in unseren Epen, der Sabgam-Literatur des alten Tamil und in der buddhistisch-jainistischen Literatur. Die antikolonialistische sozialreformistische Literatur des späten neunzehnten und des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und die daraus hervorgegangene progressive Literatur stellten zwei der neueren Phasen im Prozeß der Demokratisierung dar. Die Zeit der Unabhängigkeit brachte ebenfalls große demokratische Erzähler hervor, von Tarashankar Banerjee und Phaneeshwar Nath Renu bis Mohammed Basheer und Gopinath Mohanty, Lyriker von Nazrul Islam und Subhas Mukhopadhyay bis Nirala und Sri Sri. Der Modernismus war eine zwiespältige Bewegung, die sowohl individualistische, ästhetizistische, 'hochmodernistische' wie auch eine radikale, dialogische, national-

populäre und avantgardistische Strömung enthielt.

Seit den siebziger Jahren scheint die zweite demokratische Strömung neue Triebe gesetzt zu haben. Unsere eurozentrischen Kritiker, die den indischen Modernismus mit dem westlichen Modernismus gleichsetzten, wollten diese Trends gerne als Postmodernismus verstanden wissen, weil dieser chronologisch dem Modernismus folgt und in einigen Fällen stilistische und ideologische Züge des westlichen Postmodernismus aufweist. Doch unsere 'Postmodernisten', wenn man sie so nennen will, sind ebenso tief in der Geschichte unserer Völker verwurzelt, welche in eine Phase neuer Bewegungen begrenzten Auseinandersetzungen eingetreten ist, die sich um Fragen der Dezentralisierung, das Recht auf kulturelle Unterschiede, Kastenmacht, Geschlechtermacht, Ökologie, dem neuen Imperialismus einer unipolaren Welt in der Verkleidung der Globalisierung, dem Eindringen des Marktes in alle Lebensbereiche, die daraus folgende Beschränkung der Freiheit der Konsumwahl, die erzwungene Standardisierung und Industrialisierung der Kultur und Inwertsetzung des Karrierewettbewerbs und den subtilen Autoritarismus des Staates, der Autonomie fürchtet und die Korruption fördert, kümmert.

Während Verzweiflung, Angst, moralische Ernüchterung, Sorge um Identität und metaphysische Unzufriedenheit mit der Irrationalität der Existenz, die unseren Modernismus kennzeichnen, weiterhin in der Literatur gegenwärtig sind, entstanden zumindest seit den siebziger Jahren auch neue kollektive Identitäten und Ausdrucksformen der Ablehnung. Davon ist das Erwachen der Frauen, die danach trachten, die 'phallogozentrische' Ordnung zu unterminieren, indem sie den patriarchalen Kanon und die literarische Praxis neu bewerten, Mythen neu untersuchen, eine Gegensprache formen und eine alternative Semiotik des Körpers und darüber hinaus schaffen, die bedeutsamste. Zur ersten Generation der Rebellinnen in der Frauenliteratur wie Kamala Das, Krishna Sobti, Amrita Pritam, Ajeet Cour, Ashapura Debi, Mahasweta Devi, Lakshmi Kantamma, and Nabaneeta Dev Sen gesellten sich

buchstäblich hunderte junger Schriftstellerinnen von Sarah Joseph und Volga bis Arundhati Roy in der erzählenden Literatur sowie A. Jayaprabha und Gagan Gill bis Meena Alexander in der Lyrik. Diese Schwesternschaft der abweichenden weiblichen Stimmen sucht eine libidinöse Wirtschaft und eine Politik des Verlangens, die eine männlich dominierte Welt der Gewalt auf der Grundlage weiblicher Instinkte und Prinzipien neu aufbaut.

Die aufständlerische Dalit(Unberührbaren) Literatur in Marathi, Gujarati, und Kannada, seit kurzem auch in Telugu, Tamil, Punjabi und anderen Sprachen in Erscheinung tretend, welche den Schmerz, die Entrüstung und die Wut einer der schöpferischsten und imaginativsten Teile unseres Volkes, das seit den Zeiten der Smritis an den Rand der Gesellschaft gedrängt und unterdrückt wurde, zum Ausdruck bringt, stellt einen weiteren avantgardistischen Versuch zur Bildung einer alternativen nationalen Selbständigkeit einer kastenlosen Gemeinschaft dar. Lyriker von Namdeo Dhasal und Mangal Rathod bis Siddhalingaiah und Erzähler von Laxman Mane und Joseph Macwan bis Devannur Mahadeva haben nicht nur eine alternative Literatur geschaffen, sondern auch eine alternative Ästhetik, die über die bestehenden Theorien der Andeutung (Dhawani), des Gefühls (Rasa) und der Sitten und des Anstandes (Oucitya) hinausgeht und eine neue Sprache der Subversion, des Protestes und der Verherrlichung des Lebens und der Werte der Dalits aus der Umgangssprache heraus geschaffen hat. Mehr als irgendwer aus der sogenannten mainstream-Literatur scheinen diese Schriftsteller Formen erfunden zu haben, die allen Varianten der neo-hinduistischen Haltungen und Wahlmöglichkeiten widerstehen. Wie die junge Generation der weiblichen Schriftstellerinnen sind auch die jungen Dalit-Schriftsteller bemüht, die Ghettoisierung zu vermeiden und die Breite ihrer Themen auszuweiten und die Ideologie des zerstörerischen Hasses zu überwinden.

Die Literatur der radikalen Linken, die sich in den siebziger Jahren von solipsistischen Formen des Modernismus und der 'konservativen' Fortschrittlichkeit abwendete,

scheint unter dem Druck der neuen Bewegungen, die sich oft über Klassen hinweg um Fragen der Geschlechter, der Kaste, der Region und der Ethnizität organisieren, im Verschwinden begriffen zu sein. Obwohl man die Kraft der Schriftsteller aus dieser Gruppe, von Murari Mukhopadhyay und M. Sukumaran bis Birendra Chattopadhyay und Vara Vara, früher auch Rao und Gaddar, nicht bestreiten kann, scheint die Mehrheit der Schriftsteller der siebziger Jahre in den Mainstream aufgesogen worden zu sein und hat die Demokratie als Plattform für ihre Auseinandersetzungen akzeptiert.

Nicht wenige Schriftsteller in den Regionalsprachen haben damit begonnen, die Beziehung zwischen Region und Nation zu problematisieren. Die Tamil-Literatur hatte immer schon einen zutiefst regionalen Anstrich, der in den Arbeiten jüngerer Schriftsteller wie B. Jayamohan und Subrabharati Maniyan bis in die Gegenwart reicht. Die 'nativistische' Bewegung in Gujarati hat hochtalentiertere Erzähler wie Kanji Patel und Himanshi Shelat hervorgebracht, während die Uttar-adhunik-Bewegung - ein weiterer dorforientierter nativistischer Trend in Bengali - uns herausragende Lyrikerinnen wie Amitabha Gupta und Anuradha Mahapatra beschert hat. Lyriker wie Attoor Ravivarma und K.G. Sankara Pillai aus Kerala befinden sich auf der Suche nach einer dravidischen Ausdrucksweise, indem sie bekannte Rhythmen, lokale Archetypen und regionale Kultursymbole anwenden und Bezüge zur lokalen Flora und Fauna und historischen Ereignissen herstellen: sie entwerfen eine Öko-Ästhetik der rassistischen Retrospektion und Introspektion. Wie die Erkunder der lokalen

Geschichte in der erzählenden Literatur, wie M. Mukundan, Thakazhi Sivasankara Pillai und Punathil Kundhabdulla, glauben sie an Multikulturalismus und Sprachunterschiede, die allein in der Lage sind, der atavistischen Rückholung der ethnischen Vergangenheit, so kennzeichnend für den Erweckungsglauben, der allmählichen Schwächung des linguistischen Föderalismus und dem Druck zur Standardisierung, der vom Kulturmarkt aufgezwungen wird, entgegenzutreten. Die Schriftsteller der Bewegungen sind nicht notwendigerweise die einzigen. Es gibt auch Einzelercheinungen in allen Sprachen, die unbeeinflusst von gesellschaftlichen Turbulenzen weiterhin den Geheimnissen des Lebens und des Todes nachspüren. Es scheint jedoch so zu sein, daß - in kollektiven Begriffen - der Trends sich in Richtung der Erforschung post-kognitiver Fragen hinsichtlich der Konstituierung und Konfrontation mit unterschiedlichen Welten bewegt. Diese in viele Richtungen strebende Bewegung sucht den Widerstand gegen die Gleichmacherei und Standardisierung der Kultur, wie sie sowohl Marktkräfte als auch Anhänger des Revivalismus anstreben. Die besten unserer Schriftsteller sind sich nun bewußt, daß ohne Erreichung von Swaraj in unseren Ideen, unser großes Land zum Sterben verurteilt ist, ohne eine eigene individuelle Signatur hinterlassen zu haben, auch wenn es in verschiedenen Schriften unterschreibt.

(K. Satchidanandan: „Modernism and Beyond. Indian Literature in Independent India“, Indian Review of Books, Vol.7, No.1, 16 Sept - 15 Nov. 1997, 20-23. Übersetzt von Dr.Herwig Palme)

Das Summen schwarzer Bienenschwärme ist das erste - und einzige - Geräusch, das in meiner Stadt zu hören ist: Ganz aus rotem Sandstein erbaut, ein weitläufiger Irrgarten aus kunstvoll behauenen verfallenden Mauern, Säulengängen, Torbögen und Freitreppen, manche Fassaden bis an die Kuppeldächer mit eingemeißelten Schriftzeichen verziert, liegt meine Stadt dicht an der Grenze zwischen Rajasthan und Uttar Pradesh, liegt menschenleer in der Wintersonne Indiens.

Meine Stadt?

Es ist unsere Stadt, der Ort der Erzähler und Zuhörer, denn wo immer einer zu sprechen beginnt und seine Geschichte mit dem Bild verlassener Häuser, leerer Plätze, leerer Gassen und ausgedorrter Brunnenbecken eröffnet, dort wird gebaut, werden innerhalb eines einzigen Atemzuges Straßen gepflastert, wachsen Mauern, Türme aus der Tiefe unserer Erinnerung oder der bloßen Vorstellungskraft, und wir stehen inmitten einer verlassenen Stadt; zwischen Ruinen. In den Sälen und Arkaden eines Palastes finden wir lange Reihen von Sarkophagen, aber keine Bewohner, nirgendwo Tische, Bänke oder Betten, und in den nach wie vor hochragenden Kuppeln und Torbögen hängen Schwärme wilder Bienen in schwarzen, teppichgroßen Lappen, wie eine schillernde, summende Verspottung jener Fahnen, perlenbestickten Spruchbänder, Gobelins und aller wehenden Pracht, unter der die Mauern der Stadt an den Tagen längst vergessener Triumphzüge verschwanden.

Ich habe diese Bienenschwärme an einem windstillen Januartag gesehen, und ich habe ihr Summen noch jetzt im Ohr. Die Zeitungen und Nachrichtensender des Landes überschlugen sich an diesem Tag mit Meldungen von der Hinrichtung zweier Sikhs, die der Ermordung der Premierministerin Indira Gandhi für schuldig befunden, zum Tod durch den Strang verurteilt und in der Nacht gehängt worden waren. Im Punjab wurden nach Straßenschlachten zwischen Sikhs und Polizei und Armee schon neunzehn Tote beweint, und

auch in Delhi begann die Armee, Straßensperren und Wälle aus Sandsäcken zu errichten ... Nur in unserer Stadt blieb es still. Dort schien alles, was die Menschen jemals empört, begeistert, geängstigt oder gequält hatte, für immer Vergangenheit. Und so wie der Name des roten Wüstenlandes in der Ferne bloße Erinnerung war - Rajasthan, Land der Könige - so beschwor auch der Name unserer Stadt eine längst erloschene Macht: Fatehpur. Das bedeutet Siegestadt.

Fatehpur, werden jetzt vielleicht einige von uns sagen, Fatehpur-Sikri! Kommt uns bekannt vor: Residenzstadt des Mogulkaisers Jalal ad-Din Muhammad, genannt Akbar, der Große. Fatehpur, nach dem unbeugsamen Willen Akbars im sechzehnten Jahrhundert innerhalb weniger Jahre erbaut - eine Stadt, größer als das damalige London! - und trotz aller Pracht nach bloß vierzehn Jahren wieder verlassen, aufgegeben wie ein Zeltlager, weil dem Mogulkaiser auf seinen Kriegs- und Eroberungszügen jeder Ort, ob er nun Agra, Lahore oder Fatehpur hieß, nur vorübergehend als Residenz diente, als bloße Karawanserei auf seinem Weg zur Allmacht, ja Göttlichkeit: Allahu Akbar, ließ der Mogul zur Genugtuung und zum Entsetzen seiner Mullahs in die Mauern seiner Residenz und auf die Münzen seines Imperiums schlagen, das im Zenit seiner Macht vom Hindukush bis zum Godavari und von Bengalen bis zum Gujarat reichte: Allahu Akbar! In Fatehpur bedeutete dieses Bekenntnis aber nicht mehr allein Allah ist groß, sondern auch - und vor allem - Akbar ist Allah. Akbar ist Gott.

Anders als wir Erzähler, wir Zuhörer, brauchte aber selbst ein gottgleicher Held und Großmogul an die zehntausend Arbeiter täglich, Diener, Tagelöhner, Sklaven, um seine Stadt zu gestalten, um aus roten Felswänden ein ganzes Gebirge gemeißelter Steine zu schlagen, um einen Fluß zu stauen und so die Herrlichkeit seiner Residenz auch noch mit einem See zu schmücken, einem See inmitten eines glühenden Landes, das er mit dem Eis Kaschmirs zu kühlen versuchte, mit tropfenden

Karawanen, die Schnee aus dem Himalaya durch die Wüsten Rajasthans bis nach Fatehpur trugen. Uns genügen für die Errichtung wie für die Kühlung einer hitzeflirrenden Stadt einige Worte, aber nur einer, der von den Gesetzen und vom Geheimnis des Erzählens nichts weiß, würde den häretischen Prunk der Residenz Akbars mit der Dauerhaftigkeit, ja Unzerstörbarkeit unseres Fatehpur verwechseln. Im Reich der Erzähler bedarf selbst die Erfindung der Welt nur einer Stimme und eines Zuhörers, und um das Eis Kaschmirs in Truhen aus Ebenholz, Kupfer, Leder und Schieferstein durch die Wüste zu tragen, muß der Staub unter den Hufen unserer Kamele nicht der Staub Indiens sein.

Und rührte nicht selbst der Glanz Fatehpurs, der so kometenhaft aufglühte und wieder erlosch, schon zu Akbars Zeit von Bauwerken, die aus dem gleichen Material waren wie die Häuser und Türme unserer Stadt - von Werken der Imagination, der Gedanken, kurz: der bloßen Phantasie? Denn Fatehpur war nicht nur die zu Stein gewordene Zeltstadt eines Eroberers und ein Brennpunkt der Macht, sondern auch Metropole einer seltsamen, ja unerhörten Freiheit: Akbar, Sohn eines sunnitischen Vaters und einer schiitischen Mutter, Akbar der Held Indiens, der selbst kaum lesen und schreiben konnte und alles, was er von der Welt wissen wollte, von Zuträgern, von Vorlesern und Erzählern erfuhr, hatte schon in den Jahren der Bauzeit seiner Stadt erkannt, daß Dogma und Orthodoxie ein Reich eher sprengen als einigen und einen Palast eher verfinstern als erhellen. Und mit der gleichen Unersättlichkeit und Leidenschaft, mit der Akbar, der Herr der Horizonte, die Grenzen seines Reiches immer weiter ausdehnte, verfuhr er auch mit den Grenzen seines Wissens. So wie er aus den abgeschlagenen Häuptern seiner Feinde blutige Rundtürme errichten ließ, Schädeltürme als Wegzeichen nach Fatehpur, so versammelte er die Überlebenden seiner Triumphe, Gelehrte, Theologen, Künstler und Philosophen aus allen Sphären seiner Herrschaft in seiner Residenz, befahl nicht nur Sunniten und Schiiten in einen Palast der Gespräche und in luftige, mit Teppichen und Gemälden geschmückte Pavillons, die das Bilderverbot der islamischen Orthodoxie spielerisch außer

Kraft setzten, sondern bot hier auch den Hindus, Sufis, Parsis - und sogar jesuitischen Missionaren der portugiesischen Kolonie in Goa einen sicheren Ort. In Akbars Pavillons durfte jeder Priester oder Prediger einer Lehre den Gott, die Götter, Dogmen, Geister und Heiligen der jeweils anderen Lehre von Zeit und Ewigkeit ungestraft in Zweifel ziehen. Vielstimmig, vielsprachig, von Malern, Dichtern und Musikern ins Paradiesische verklärt, sollte Fatehpur nach dem Willen seines Erbauers der Stern sein, der sein Licht aus allen Richtungen und Weiten des inneren und äußeren Raumes bezog und gebündelt wieder in alle Richtungen zurückwarf.

Akbar, erster Schüler aller Lehren, betete und fastete zwar wie ein Moslem, trug aber auch die Tilaka, das Mal der Hindus auf der Stirn und ließ sein Haar nach Art der Hindus wachsen, trank nur Wasser aus dem Ganges, opferte auf den Feueraltären der Parsis, sank in der Kapelle der Jesuiten auf die Knie und ließ zu, daß die portugiesischen Missionare im Schatten der großen Moschee von Fatehpur ein Kreuz, Zeichen eines gefolterten Propheten, errichteten, während in seinen Pavillons die Dispute um die Regeln des Lebens, Denkens und Betens, um das Paradoxon eines dreifaltigen Gottes, um das Verbot der Witwenverbrennung und um die Dauer der Ewigkeit weiter und weiter geführt wurden. Wie viele Frauen durfte ein Mann besitzen? Eine? Drei? Dreißig? Die Chronik von Akbars Harem bezeugt an einer Stelle dreihundert, an einer anderen fünftausend Frauen.

Natürlich konnte der Atem aller Dispute und Gespräche zusammengenommen nicht weiter reichen als der Atem jeder Utopie - und vor allem nicht weiter als die verfliegende Geschichte der Stadt selbst. Natürlich gibt es Streit unter den Vertretern so vieler Wahrheiten und Bekenntnisse, natürlich Haß, offene und verborgene Kämpfe, selbst tödliche Rivalitäten unter den Männern so vieler Götter ... War es also ein Wunder, daß Akbar, der Große, schließlich allen zu schweigen befahl, dem Streit ein vorläufiges Ende setzte und ein neues Dogma verkünden ließ: Die letzte Wahrheit sollte von nun an allein bei dem Einem, dem Einzigen liegen, der allen zuhören und keinem ganz glauben wollte, bei Akbar



allein. Was Er sagte, sollte von nun an gelten als das Wort Gottes. Allahu Akbar.

Der Unfehlbare, der Unbesiegbare, der Unsterbliche starb am 15. Oktober 1605, im fünfzigsten Jahr seiner Herrschaft und zwanzig Jahre nachdem er Fatehpur verlassen und den in immer weitere Fernen fliehenden Grenzen seines Imperiums nachgezogen war. In der Stunde seines Todes umstanden die Priester und Prediger feindlicher Religionen sein Lager und ereiferten sich immer noch - diesmal in der Erwartung, wessen Gott wohl die Ehre haben würde, als letzter auf den Lippen des Sterbenden zu sein. Aber wer wurde schließlich begraben? Ein gottgleicher Held, wie der erste seiner Höflinge, der Biograph und meisterhafte Erzähler Abu'l Fazl behauptete - oder starb ein maßloser Häretiker und Despot, als den Badauni, ein strenggläubiger Berater des Moguls, seinen Herrn in einer anderen, heimlich verfaßten Biographie beschrieb, in einem Buch, das erst von Akbars Erben entdeckt, verflucht und verboten wurde und seinen Verfasser in Todesgefahr brachte.

Ach, diese Biographen, sagen wir, diese Geschichtenerzähler!, die gehören doch zu uns, die tun, was wir auch tun: überführen die wirklichen, unverwechselbaren Menschen und die wirklichen Orte und Städte ins Reich der Erzählung, wo aus einer einzigen plötzlich drei, vier, unzählige! widersprüchliche Gestalten werden - und aus einer einzigen Stadt, einem einzigen Fatehpur, zwei ... Aber welcher Akbar, welches Fatehpur ist das wahre?

Wir wissen nur, daß es eine verlassene Stadt an der Grenze zwischen Rajasthan und Uttar Pradesh gibt und daß dort Sarkophage in ehemaligen Thronsälen stehen, daß dort die Erosion unmerklich Schicht um Schicht von den Steinen schleift und der Wind roten Sand in die Wüste hinaus trägt, bis auch die letzte Wehrmauer eingeebnet und der Ort wieder leer sein wird wie am Anfang der Zeit. Wir wissen aber auch, daß ein anderes Fatehpur, unsere Stadt, vielleicht noch bestehen wird, wenn kein einziger Stein mehr an Akbars Residenz erinnert. Nein, unsere Stadt ist keine Residenz, kein Ort der Macht, aber auch kein Ort des Schreckens. Erst unsere Stadt trägt ihren Namen zu Recht, Fatehpur, die Siegesstadt, in der zumindest eine Ahnung von Freiheit und neben der wirklichen Geschichte auch ihre bloßen Möglichkeiten bewahrt und überliefert werden: die Möglichkeiten der Menschen. Und selbst wenn einer von uns verstummt und verschwindet - wir vertrauen darauf, daß immer welche zurückbleiben, die imstande sind, weiterzuerzählen und sich zu erinnern, an das, was wirklich - und bloß möglich war ... Und ihre Erzählungen, ob es nun Akbars Geschichte oder unsere eigene ist, werden zwar nicht für alle Zukunft unvergeßlich bleiben und ganz gewiß nicht für die Ewigkeit, aber zumindest bis zu jenem Tag, an dem das Gedächtnis ihres letzten Zuhörers erlischt.

(1996)

(Aus: Christoph Ransmayr, Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa. S.Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1997, S.229-245. Wiedergabe mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.)

**B**ombay (nun offiziell Mumbai) ist eine Stadt mit einer Identitätskrise; eine Stadt, die sowohl einen wirtschaftlichen Aufschwung wie einen zivilen Ausnahmezustand erfährt. Es ist die größte, turbulenteste und reichste Stadt Indiens. Bei der letzten Volkszählung lebten in ihr zwölf Millionen Menschen - mehr als in Griechenland - und 38 Prozent der Steuern des Landes werden von ihren Bewohnern bezahlt. Dennoch ist die Hälfte der Bevölkerung obdachlos. In der Bayview Bar des Oberoi Hotels kann man Dom Perignon Champagner um 20.250 Rupien bestellen, mehr als das eineinhalbfache jährliche Durchschnittseinkommen. Dies in einer Stadt, in der 40 Prozent der Häuser ohne sicheres Trinkwasser sind. In einem Land, in dem noch immer Menschen an Hunger sterben, prahlt Bombay mit 150 Diätkliniken. Urbs prima in Indis steht auf der Plakette am Gateway of India. Es wird prognostiziert, daß Bombay im Jahr 2020 die größte Stadt der Welt sein wird.

Vor vier Jahren führte diese geteilte Metropole Krieg mit sich selbst. Am 6. Dezember 1992 wurde die Babri Masjid, eine Moschee in Ayodhya von einem fanatischen Hindumob zerstört. Ayodhya liegt hunderte Meilen entfernt in Uttar Pradesh, doch der Schutt seiner Moschee wurde rasch zum Fundament der Mauer, die zwischen Hindus und Moslems in Bombay in die Höhe schoß. Eine Reihe von Ausschreitungen ließen 1400 Tote zurück. Vier Jahre danach, Ende 1996, kam ich nach Bombay zurück und plante einen Ausflug mit Frauen aus dem Slum. Als ich den darauffolgenden Freitag, den 6. Dezember, als Termin vorschlug, kam als Antwort nur Schweigen. Die Frauen lachten gequält und sahen einander an. Schließlich sagte eine: „An diesem Tag wird niemand das Haus verlassen.“

Die Ausschreitungen stellten eine Tragödie in drei Akten dar. Zuerst kam es zu einer spontanen Erhebung, an der Polizei und Muslime beteiligt waren. Dieser folgte im Jänner eine zweite Welle des ernstesten Auftritts, angestiftet von der Shiv Sena

(Schivajis Armee, H.P.), einer politischen Bewegung der Hindus, im Zuge dessen Muslims systematisch ausgemacht und massakriert, ihre Häuser und Geschäfte ausgeraubt und in Brand gesetzt wurden. Das dritte Stadium war die Rache der Muslime: am 12. März gingen in der ganzen Stadt zwölf mächtige Bomben in die Luft. Eine explodierte in der Börse, eine andere im Air India-Gebäude. Es gab Bomben in Autos und Motorrollern. Dreihundertsiebzehn Menschen starben, viele von ihnen Muslime.

Doch viele Muslime jubelten den Tätern zu. Es war die alte Geschichte: der starke Wunsch von Minoritäten auf der ganzen Welt selbst der Unterdrücker und die Unterdrückten zu sein. Fast alle Muslime, mit denen ich in Bombay sprach, waren sich darin einig, daß der Aufruhr ihr Selbstwertgefühl zerstört hatte; sie waren gezwungen gewesen, mit eigenen Augen hilflos zuzusehen, wie ihre Söhne abgeschlachtet und ihr Besitz verbrannt wurde. Es leben 1,6 Millionen Muslime in Bombay: mehr als zehn Prozent der Gesamtbevölkerung der Stadt. Wenn sie in den Pendlerzügen fahren, ließen sie ihre Köpfe hängen. Wie konnten sie den siegreichen Hindus in die Augen schauen? Dann gingen die Bomben in die Luft und die Hindus wurden daran erinnert, daß die Muslime nicht hilflos waren. In den Zügen konnten sie wieder ihre Köpfe heben.

Vorigen Dezember wurde ich von einer Gruppe von Shiv Sena-Männern und Raghav, einem privaten Taxiunternehmer, einem kleinen, stämmigen Mann in Bluejeans der Marke „Retter“, auf eine Tour durch die Kampfgebiete mitgenommen. Raghav war kein offizielles Mitglied der Shiv Sena, aber der Führer der Bezirkspartei wendete sich an ihn, wann immer Parteiarbeit zu verrichten war. Er führte mich durch Jogeshwari, den Slum, wo am 8. Jänner 1992 die zweite Welle des Auftritts begann. Eine Hindu-Familie eines Textilfabrikarbeiters schlief in einem Zimmer des Radhabai Chawls (Wohnblocks) umgeben von Muslimen. Jemand verriegelte die Tür von außen und warf eine Benzinbombe durch das

Fenster. Die Familie starb schreiend und an der Türe kratzend. Eine von ihnen war ein behindertes Mädchen im Teenageralter.

Raghav und einige der Anderen führten mich in so enge Durchgänge, daß keine zwei Personen nebeneinander gehen konnten. Anfänglich waren sie vorsichtig. Aber als wir an einer Moschee vorbei kamen lachte Raghav: „Hier war es, wo wir in die Moschee geschissen haben“. Einer seiner Begleiter warf ihm einen warnenden Blick zu. Später erfuhr ich, was er meinte. Die Sena-Eiferer hatten die Moschee niedergebrannt; es war einer der Höhepunkte des Krieges für sie und sie erinnerten sich mit Schadenfreude daran. Ein Mann öffnete das Ventil eines Kochgaszylinders, brannte die Lunte an und rollte den Zylinder in die Moschee. Er trat dann der Polizei bei, wo er bis heute ist.

Wir haben das alles nicht in einem Hinterzimmer, unter Geflüster diskutiert, sondern mitten auf der Straße, am Morgen und hunderte Menschen kamen und gingen. Raghav war vollkommen offen, weder prahlte er noch spielte er herunter, was er getan hatte. Er erzählte nur, wie es sich zugetragen hatte. Die Männer der Sena - die Sainiks - fühlten sich wohl: dies war ihr Revier. Sie zeigten auf das einzige Geschäft, das noch einem Muslim gehörte: ein Textilgeschäft das früher 'Ghaffoor's' hieß. Während des Aufruhrs wollten ihn einige Jungen umbringen, aber andere, die mit ihm aufgewachsen waren, beschützen ihn und er kam mit dem Verlust seiner Waren davon, die verbrannt wurden. Jetzt hat er das Geschäft unter dem Namen 'Maharashtra Mattress' neu eröffnet. Raghav zeigte auf das Geschäft daneben: „Dieses Batteriegeschäft habe ich geplündert“, sagte er.

Er führte mich auf einen offenen Platz neben der Eisenbahnremise. Auf der einen Seite befand sich ein großer Abfallhaufen, wo eine Gruppe von Leuten mit Pickeln den Boden aufhackten, eine Schar von Buben Kricket spielte, Abwässer unter unseren Sohlen flossen, Geleise in mittlerer Entfernung in die Remisen führten, dahinter einige Betonwohntürme. Vor einer Woche war ich mit einem Muslimmann am anderen Ende

gestanden, der sagte: „Das ist es, woher die Hindus gekommen sind“.

Raghav erinnerte sich. Das war der Ort, wo er und seine Freunde zwei Muslime faßten. „Wir haben sie verbrannt“, sagte er. „Wir übergossen sie mit Petroleum und zündeten sie an.“

„Haben sie geschrien?“

„Nein, weil wir sie ordentlich verprügelt haben, bevor wir sie anzündeten. Ihre Körper lagen hier im Graben, verweseten zehn Tage lang. Kühe haben an ihnen gefressen. Hunde haben sie gefressen. Die Polizei hat die Körper nicht entfernt, weil die Polizei von Jogeshwar sagte, sie lägen im Bereich der Polizei von Goregaon und die Polizei von Goregaon behauptete, daß die Eisenbahnpolizei dafür zuständig sei.“

Raghav erinnerte sich an einen alten Muslim, der heißes Wasser auf die Sena-Boys schüttete. Sie brachen seine Tür auf, schleppten ihn heraus, nahmen vom Nachbar eine Decke, rollten in darin ein und zündeten ihn an. „Es war wie im Film“, sagte er. „Still, leer, einer brannte irgendwo und wir verstecketen uns, und die Armee kam. Manchmal konnte ich nicht schlafen, weil ich daran dachte, daß ich jemand verbrannt hatte. So könnte auch mich jemand verbrennen.“

Als wir über dieses Ödland blickten, fragte ich ihn, ob die Muslime, die sie verbrannt hatten, um ihr Leben gebettelt hatten.

„Ja. Sie sagten: Hab' Erbarmen mit uns. Aber wir waren so von Haß erfüllt und dachten nur an Radhbai Chawl. Selbst wenn einer unter uns war, der sagte, laß' ihn laufen, waren zehn andere da, die sagten: Nein, bring' ihn um. Und so mußten wir ihn töten.“

„Wenn er aber unschuldig war?“

Raghav sah mich an. „Er war ein Muslim“, sagte er.

Einige Tage später traf ich Sunil, den stellvertretenden Führer der Jogeshwari Shakra, der Zweigstelle der Shiv Sena. Er kam mit zwei anderen Sena-Boys auf einen Trunk in die Wohnung meines Freundes. Sie schauten sich anerkennend um. Wir befanden uns im sechsten Stock auf einem Hügel und die Hauptstraße unter uns vibrierte vom Verkehr.

Sunil sah aus dem Fenster. „Das ist ein guter Ort, um auf Leute zu schießen“, sagte er und machte die rat-tat-tat-Bewegung, als feuerte er mit einem Schnellfeuergewehr. So hatte ich die Wohnung noch nicht betrachtet.

Sunil war einer der Favoriten für die Stelle des Pramukh, des Führers einer ganzen Shakha. Er trat der Shiv Sena bei, als er eine Bluttransfusion brauchte, und die Sena-Boys spendeten ihm ihr Blut, eine Tat, die ihn zutiefst berührte. Seine politischen Kameraden waren im wahrsten Sinn des Wortes seine Blutsbrüder. Er war nun in den Zwanzigern, hilfsbereit, großzügig und liebenswürdig. Er besaß vielfältige Kontakte mit Muslimen, von der Konsultation eines muslimischen Heiligen Mannes, zu dem er seine Tochter zum Exorzismus brachte, bis zum Kauf von Hühnern in der Mohammadali Road während des Aufruhrs, um sie mit gutem Gewinn an Hindus weiter zu verkaufen. Aber jetzt war sein Geist von der Überzeugung besessen, daß das behinderte Mädchen, das im Feuer im Radhabai Chawl umgekommen war, vom muslimischen Angreifer vergewaltigt worden war. Es gab keinen Beweis dafür. Der Polizeibericht erwähnte nichts davon. Aber das war nicht wichtig. Es war ein mächtige, katalytische Vorstellung.

Sunil bestand darauf, daß der Aufruhr ein 'Krieg' war. Gewiß, er hatte im J.J. Spital Szenen beobachtet, die für Kriegszeiten typisch waren: Leichen, die nur durch angehängte Zettel identifizierbar waren. Und im Cooper Spital, in dem Hindus und Moslems nebeneinander lagen, brachen Kämpfe aus: verwundete Männer rissen sich die Kanülen aus den Armen und bewarfen damit ihre Feinde. Während des Aufruhrs brachte die Regierung Milchtankwagen in die Muslimgebiete. Sunil und drei weitere Sainiks, wie Moslems angezogen, warfen tödliche Insektizide in die Tanker. Die Muslime rochen das Gift und lehnten die Milch ab. Daraufhin sperrten Sunils Männer die Wasserzufuhr ab. Nach sechs Tagen waren die Muslime gezwungen, aus ihren Häusern auf den großen Chowk (Platz) im Zentrum ihres Wohngebietes zu kommen. „Da war es, wo wir sie gekriegt haben“, erinnerte sich Sunil.

Ich fragte ihn: „Wie schaut ein Mensch aus, der brennt?“

Die anderen Shiv Sena-Männer schauten sich gegenseitig an. Sie trauten mir noch nicht. „Wir waren nicht dabei“, sagten sie. „Die Sena hatte mit dem Aufruhr nichts zu tun“.

Sunil war das nicht recht. „Ich sage dir: ich war hier“, sagte er. Er sah mich direkt an. „Ein brennender Mensch steht auf, fällt, läuft um sein Leben, fällt, steht auf, läuft. Es ist schrecklich. Fett tropft von seinem Körper, seine Augen werden riesig, riesig groß, das Weiße zeigt sich, das Weiße, das Weiße, wenn du seinen Arm so berührst“ - er schnippte seinen Arm - „zeigt sich das Weiße, es zeigt sich besonders auf der Nase.“ Er rieb seine Nase mit zwei Fingern als wollte er sich die Haut abreiben. „Fett tropft von ihm herunter, Wasser tropft von ihm, weiß, überall weiß.“

„Das waren nicht die Tage des Denkens“, setzte er fort. „Wir Fünf verbrannten einen Muslim. Um vier Uhr in der Früh, nachdem wir vom Massaker im Radhabai Chawl gehört hatten, versammelt sich eine Menge von einer Art, wie ich sie nie gesehen habe. Frauen, Männer. Sie nahmen jede Waffe in die Hand, die sie finden konnten. Dann marschierten wir hinüber zu den Muslimen. Wir stießen auf der Hauptstraße auf einen Pau Wallah (Brotverkäufer), der mit dem Rad fuhr. Ich kannte ihn, er verkauft mir jeden Tag Brot. Wir setzten ihn in Brand. Wir schütteten Benzin über ihn und zündeten es an. Alles woran ich dachte, war, daß er ein Muslim war. Er zitterte am ganzen Leib und rief: „Ich habe Kinder, ich habe Kinder.“ Ich sagte: „Als ihr Muslime die Leute im Radhabai Chawl getötet habt, hast du da auch an deine Kinder gedacht?“ An diesem Tag zeigten wir ihnen, was Hindu Dharma ist.“

### **Inselbewohner.**

„Wir fuhren früher immer mit den Rollschuhen den Teen Batti hinunter,“ sagte ein Architekt zu mir. Er meinte, daß er in der Lage war, den Teen Batti hinunter zu fahren. Teen Batti liegt am oberen Ende der Straße, die vom Meer heraufführt; von dort führt die Ridge Road auf den Malabar Hügel hinauf. Das Gebiet ist heute ein schäbiges Hochbau-Ghetto, wo die

Autos den jungen Leuten keinen Platz für das Rollschuh- und Fahrradfahren lassen. Was er sagte, betraf auch mich, weil ich früher selbst hier Rollschuh fuhr. Ich kann mir nicht vorstellen, daß heute ein Zwölfjähriger hier hinunter fährt.

Die Geräusche, Farben und Stimmungen des Meeres lagen auf meiner Kindheit. Von der Wohnung meines Onkels kann ich noch immer die Felsen sehen, wo die Buben aus unserem Haus kleine Fische fingen, die in den kleinen Tümpeln gefangen waren, wenn die Ebbe einsetzte. Wir saßen dort und beobachteten den Sonnenuntergang bis in die Dunkelheit und schmiedeten Pläne für das Leben - wer Polizeiinspektor werden würde, wer ein Astronaut. Allmählich entstand über diesen Felsen eine Hüttenkolonie und wenn wir über sie kletterten rutschten wir manchmal aus und fielen in Exkremente. Die Felsen wurden eine öffentliche Latrine, voll seltsamer Gerüche. Es gibt zwei Millionen Menschen in Bombay, die sich dort entleeren, wo sie Platz dafür finden. Die Meeresluft weht manchmal den Gestank über die Wolkenkratzer der Reichen, sie anstoßend, erinnernd.

Wir lebten in Bombay und hatten nicht viel mit Mumbai zu tun. Die Leute von Maharashtra nannten die Stadt Mumbai; und Bombay war die Hauptstadt von Maharashtra. Aber soweit es uns Gujaratis - Zuwanderer, wie so viele in Bombay - betraf, bedeutete Mumbai jene Leute, die kamen, um unsere Wäsche zu waschen oder die Stromzähler abzulesen. Wir hatten einen Namen für sie - Ghatis: die Leute von den Ghats (den steilen Abhängen des Deccan-Plateaus, H.P.), was ungeschlacht und arm bedeutete. Es gab ganze Welten in der Stadt, die mir so fremd waren wie die Eisfelder der Arktis oder die Wüsten Arabiens. Ich war acht Jahre alt, als Marathi, die Sprache von Maharashtra, in der Schule zur Unterrichtssprache wurde. Wie wir aufstöhnten. Es war eine Dienersprache, sagten wir.

Ich zog nach New York als ich vierzehn war. Als ich zurückkam fand ich, daß die Stadt auf wilde und befremdliche Art gewachsen war. Vor dem Haus meines Onkels stand zum Beispiel ein monströser Wolkenkratzer,

unbewohnt, sein Skelett seit mehr als zehn Jahren fertig. Eine Reihe solcher Bauten stehen über die Stadt verstreut. Die Wohnungen wurden um riesige Summen gekauft, stehen aber leer, weil sie den Höhenvorschriften der Gemeinde nicht entsprechen. Die Bauherren wußten, daß sie die Zustimmung der Planer nicht erhalten würden und trieben dennoch den Bau voran. Das Wichtigste war, zuerst die Realität in Beton zu schaffen; mit den anderen Fragen - Bewilligungen, Gesetze, Bestechung - konnte man sich später beschäftigen. Doch die Gemeindeverwaltung blieb hart und das Schicksal der Gebäude wurde in den Gerichtssaal verlagert. Während die teuersten und gesuchtesten Liegenschaften in Bombay leer stehen, schläft die Hälfte der Bevölkerung auf dem Gehsteig.

Grund und Boden sind für Bombay, was Politik für Delhi ist: die beherrschende Obsession, der Fetisch, der Daseinsgrund und das Thema, um das sich Gespräche, Geschäfte, Zeitungen und Träume drehen. Besitz ist die Besessenheit von Inselbewohnern überall auf der Welt und Bombay ist an drei Seiten von Wasser umgeben. Es betrachtet das übrige Indien, wie Manhattan das übrige Amerika: als einen weit entfernten Ort, unbekannt und minderwertig. Die Klage, die ich ständig hörte - von Hindus und Muslimen - war, daß der Aufruhr die unsanfte Mahnung darstellte, daß Bombay ein Teil Indiens war.

Eine Erhebung im Jahr 1994 ergab, daß die Grundstückspreise in Bombay die höchsten der Welt waren. Das gab allgemeinen Jubel in der Stadt. Es bestätigte, was die Bombayaner schon lange gespürt hatten: daß es hier war, wo sich etwas tat, nicht in New York oder London. Hier brauchtest du drei Millionen Dollar, wenn du eine Wohnung in einem Gebäude, das hinter dem National Centre for the Performing Arts am Nariman Point aus einem schmalen Stück Boden schoß, haben wolltest.

### **Mein Onkel.**

Der Bruder meines Vaters ist Diamantenhändler. Er kam 1966 entgegen dem Willen meines Großvaters, der keinen Grund sah, warum jemand das Juwelengeschäft der

Familie in Kalkutta verlassen sollte, nach Bombay. Aber mein Onkel war jung und die wirtschaftliche Dämmerung Kalkuttas hatte begonnen. In Bombay baute er ein Diamanten-Exportgeschäft auf und ist heute reich. Es besitzt eine große Wohnung mit vier Schlafzimmern in der Nepean Sea Road mit einem schönen Ausblick auf den Ozean. Er reist heute so oft nach New York und Antwerpen, wie wir nach Ahmedabad oder Delhi fahren.

Ich mag ihn sehr gern. Als ich klein war, kaufte er mir Feuerwerksraketen. Wann immer ich jetzt zurückkomme, arrangiert er alles für mich, vom Flugschein bis zum Treffen mit einflußreichen Leuten.

Während des Aufruhrs gewährte er zwei kleinen Muslimbuben Unterschlupf in seiner Wohnung. Sie waren Freunde seines Sohnes und hatten Angst vor dem Zorn der Hindus in ihrer Nachbarschaft. Sie mußten in das Haus meines Onkels geschmuggelt werden, weil die Nachbarn Einspruch erhoben hätten, hätten sie gewußt, daß er Muslimen Schutz gewährte; es hätte auch die Aufmerksamkeit des Mobs auf der Straße draußen erregen können. Meine Familie hat die Buben, damals sieben und zwölf Jahre alt, in Erinnerung, daß sie sehr schweigsam waren und nicht wirklich verstanden, was vor sich ging, aber sich bewußt waren, daß sich ihre Familie in großer Gefahr befand.

Mein Onkel kochte auch Speisen im Jain-Tempel und ging unter großer Gefahr damit in die Muslimgebiete, um sie an Leute zu verteilen, die im Ausgehverbot gefangen waren: fünf tausend Pakete Reis , Brot und Kartoffel jeden Tag.

Der Mann, der so etwas tat, hätte auch sagen können: 'Der Aufruhr war den Muslimen eine Lehre. Selbst gebildete Leute wie ich denken so, daß bei derart junooni (wilden) Leuten wir die Shiv Sena brauchen, ihnen Takkar (Gegenkraft) zu geben. Die Shiv Sena sind Fanatiker, aber wir brauchen Fanatiker, um Fanatiker zu bekämpfen.'

Er sah an mir vorbei aus dem Fenster und erzählte mir eine Geschichte.

Er hatte in Kalkutta einen guten Freund, der Muslim war, der mit ihm bis zur zehnten Klasse in die Schule gegangen war. Sie waren damals ungefähr fünfzehn Jahre alt. Er ging mit seinem Freund ins Kino, wo vor dem Hauptfilm eine Wochenschau lief. Darin gab es eine Szene, in der sich Muslime im Gebet verbeugten, ihr Namaaz verrichteten. Ohne zu denken, sagte mein Onkel im dunklen Saal laut, vielleicht zu seinem Freund, vielleicht zu sich selbst: „Eine einzige Bombe würde sich um alle kümmern.“

Dann wurde ihm bewußt, was er gesagt hatte und daß sein Freund Muslim war. Doch der Freund sagte nichts, tat so als hätte er nichts gehört. „Aber ich weiß, daß er es gehört hatte“, sagte mein Onkel, nach fünfunddreißig Jahren in seiner Wohnung in Bombay sitzend, noch immer den Schmerz im Gesicht. „Ich schämte mich so sehr“, sagte er. „Ich schämte mich dafür mein ganzes Leben. Ich begann darüber nachzudenken, warum ich diesen Haß in mir trug. Es wurde mir bewußt, daß ich ihn während meiner ganzen Kindheit gelehrt wurde. Kann sein, daß es an der Teilung Indiens lag, vielleicht an ihren Essensgewohnheiten - sie töten Tiere - aber unsere Eltern lehrten uns, daß man ihnen nicht trauen konnte. Die Ereignisse der Teilung schwemmen die Taten Gandhijis weg. Dadaji (mein Großvater) und Bapuji (sein Bruder) waren eifrige Anhänger Gandhis, außer wenn es um die Muslime ging. Ich durfte niemals einen Muslimfreund mit nach Hause nehmen und sie nicht besuchen.“

In dem Bombay, in dem ich aufgewachsen bin, war Muslim oder Hindu oder Katholik zu sein nur eine persönliche Exzentrizität wie eine Modefrisur. Es war ein Bub in unserer Klasse - Arif - der, wie ich jetzt bemerke, ein Muslim gewesen sein muß. Er war ein Experte in Obszönitäten und lehrte uns eine entsprechende Version eines patriotischen Liedes, in dem die heroischen Taten der Führer des Landes durch die sexuellen Eskapaden von Bombayfilmstars ersetzt wurden. Er tat dies nicht, weil er ein Muslim, sondern ein zwölf Jahre alter Bub war.

Damals spielte das in Bombay keine Rolle. Im heutigen Bombay dagegen eine sehr große.

### **Powertoni.**

Der stellvertretende Führer der Zweigstelle Jogeshwari der Shiv Sena, Sunil, konnte es sich leisten, entspannt zu sein. „Die Minister sind unsere Leute,“ sagte er. „Die Polizei ist in unserer Hand. Sie hat während des Aufruhrs mit uns zusammengearbeitet. Wenn mir irgendetwas passieren sollte, ruft der Minister an.“ Er nickte. Wir haben Powertoni.“

Er wiederholte dieses Wort mehrere Male bevor ich seine Bedeutung erfaßte. Es war eine Verbindung aus ‘power of attorney’, die Fähigkeit im Namen eines Anderen zu handeln, oder für Andere Wetten abzuschließen, Dokumente unterschreiben, Kriminelle entlassen, Krankheiten heilen, Menschen umbringen zu lassen. In Mumbai ist die Shiv Sena die eine Organisation, die über Powertoni verfügt. Die einzigen Leute, die bisher wegen ihrer Verwicklung in den Aufruhr bestraft wurden, sind vierzehn Muslime. Und der Mann mit dem größten Powertoni ist der Führer der Sena, Balasaheb Thackeray - der ‘Saheb’.

Er wurde mir von Sunil und den Sena-Boys beschrieben. Er bekleidete in Wirklichkeit kein offizielles Amt, aber es ist unmöglich, direkt mit ihm zu sprechen, sagten sie; selbst die eloquentesten, furchtlosesten Männer wie der Führer ihrer Zweigstelle werden stumm und der Saheb fährt ihn an: ‘Steh’ auf! Was ist los? Warum bist du stumm?’ Es war unmöglich, ihm in die Augen zu schauen. Dennoch mochte er es, wenn Leute direkt waren. ‘Du solltest dich getrauen, direkte Fragen zu stellen. Er mag keine Männer, die ...äh ...äh .. sagen.’

Sie sagten mir, was ich sagen sollte, wenn ich ihn treffen sollte. ‘Sag’ ihm: „Auch heute, in Jogeshwari, sind wir bereit, für dich zu sterben.“ Aber frage ihn: „Die Leute, die für dich, für Hindutva, im Aufruhr kämpften, was hältst du von ihnen? Was kann deine Shiv Sena für sie tun? Diejenigen, die auf ein Wort von dir ihr Leben gaben? Was sollen ihre Mütter machen? Was können die alten Eltern der

Pednekar-Brüder tun, die keine anderen Kinder haben?’“

Ich fühlte mich wie ein Botengänger vom Liebhaber zur Geliebten: ‘Sag’ ihr, daß ich bereit bin, für sie zu sterben.’ Da war aber auch etwas wie ein Vorwurf in ihren Fragen, so als fühlten sie, daß ihr Saheb sie vernachlässige, auch die Leute, die für seine Liebe gestorben sind; daß irgendwie das Blutopfer ihrer Kameraden unbemerkt geblieben wäre.

Bal Thackerays monströses Ego wurde von Geburt an genährt. Seine Mutter hatte fünf Töchter und keinen Sohn. Sie betete inbrünstig um einen Knaben und wurde mit Bal gesegnet, von dem sie glaubte, daß er ein Navasputra, ein Gottesgeschenk war.

Er arbeitete den größten Teil seines Lebens als Karrikaturist. Dann, im Jahr 1966, gründete er eine neue politische Partei von Leuten, die wir Ghatis nannten. Er gab ihr den Namen Shiv Sena, Shivajis Armee, nach dem Krieger-König aus dem Maharashtra des siebzehnten Jahrhunderts, der eine heruntergekommene Guerillabande zu einer kampfstarken Kraft machte und den Mogulherrscher Aurangzeb besiegte und über weite Teile Zentralindiens herrschte.

Das Zweigbüro der Shiv Sena in Jogeshwari ist eine langgestreckte Halle voll mit Bildern von Thackeray und seiner verstorbenen Frau, einer Büste des Shivaji und Bildern von einer Body Building-Konkurrenz. Jeden Abend sitzt der Führer der Zweigstelle, Raghunath Kadam, hinter einem Tisch und hört einer Reihe von Bittstellern zu. Ein behinderter Mann sucht eine Arbeitstelle als Schreibmaschinschreiber. Ein anderer möchte Strom für seinen Slum. Zerstrittene Eheleute kommen wegen einer Vermittlung zu ihm. Ein Rettungswagen parkt vor dem Büro. Er gehört zu einem ganzen Netz von Rettungswägen über ganz Bombay, das die Sena zu nominellen Tarifen betreibt. In einer Stadt, in der sich die Gemeindedienste in einem krisenhaften Zustand befinden, bedeutet die Sena den Zugang zu solchen Diensten. Die Sena agiert auch wie eine Parallelregierung, ähnlich den Parteiorganisationen in amerikanischen

Städten, die Einwanderern bei der Arbeitsuche helfen und die Straßenbeleuchtung montieren.

Der nun siebzigjährige Thackeray stellt eine Mischung aus Louis Farrakhan und Vladimir Zhirinowsky dar. Er erscheint in Salman Rushdies 'Des Mohren letzter Seufzer' als Raman Fielding, Führer der kriminellen politische Bewegung genannt Mumbai Axis. Thackeray beherrscht die Kunst des Karrikaturisten, unverschämt frech zu sein und liebt es, ausländischen Journalisten mit seiner zugestandenem Bewunderung für Adolf Hitler zuzusetzen. Am Höhepunkt des Aufruhrs wurde er in einem Interview mit Time Magazine gefragt, ob die indischen Muslime beginnen, sich wie die Juden in Nazi-Deutschland zu fühlen. 'Haben sie sich wie die Juden in Nazi-Deutschland benommen? Wenn dem so ist, dann ist nichts falsch daran, wenn sie wie die Juden in Nazi-Deutschland behandelt werden,' sagte er.

Seine Partei hat eine unkomplizierte Art, mit ihren Gegnern umzugehen. Ihre Zeitung Saamna (Konfrontation) führte eine scharfe Kampagne gegen M.F.Hussain, Indiens bekanntesten Maler, weil er vor zwanzig Jahren ein Portrait der nackten Göttin Saraswati gemalt hatte. Saamna behauptete, daß Hussain mit dem Malen der nackten Hindugöttin 'seinen ihm innewohnenden Muslimfanatismus zum Ausdruck gebracht hätte.' Hussain verfolgte schon seit längerem die Ahnung, daß er eines Tages zur Zielscheibe gemacht werden würde. Im Oktober 1996 ging er nach London und getraute sich nicht, zurückzukehren. In seiner Abwesenheit machte die Polizei zahlreiche Anzeigen gegen ihn wegen Angriffs auf religiöse Gefühle und die Anstiftung zum Konflikt zwischen den Religionsgemeinschaften.

Der Herausgeber von Saamna, Sanjay Nirupam (ein Parlamentsabgeordneter) legte den Fall klar und deutlich dar: 'Hindus,' schrieb er, 'vergessen Hussains Verbrechen nicht! Ihm wird unter keinen Umständen vergeben. Wenn er nach Mumbai zurückkehrt, muß er zum Hutatma Chowk (Platz) gebracht und öffentlich ausgepeitscht werden, bis er selbst zu einem Stück moderner Kunst geworden ist. Die

Finger, die unsere Mutter nackt gemalt haben, müssen abgeschnitten werden.'

Am bemerkenswertesten bei des Schreibers Vorstellung von Bestrafung ist, daß sie direkt aus der Shari'a (Strafkodex der Muslime) zu kommen scheint.

'Thackeray ist mehr Muslim als ich,' sagt Shabana Sheikh, eine Frau aus dem Jogeshwari Slum. Er ist von den Moslems besessen: 'Er beobachtet uns: wie wir essen, wie wir beten. Wenn seine Zeitung in der Schlagzeile nicht das Wort Muslim führte, würde kein einziges Exemplar verkauft werden.'

Die Shiv Sena kam im März 1995 als Mehrheitspartner in einer Koalitionsregierung (mit der BJP, h.p.) im Bundesstaat Maharashtra an die Macht (die Stadtregierung von Mumbai befand sich schon seit zehn Jahren in ihrer Hand). Sie untersuchte die erdrückenden städtischen Probleme, die Korruption auf allen Ebenen der Verwaltung, den katastrophalen Zustand der Beziehungen zwischen Hindus und Moslems und schritt zu entscheidenden Taten. Sie benannte die Hauptstadt in Mumbai um, aus der Victoria Station wurde der Chhatrapati Shivaji Terminus. Ironischerweise hat Thackeray selbst einen englischen Namen: Sein Vater anglisierte die Aussprache, um mit dem von ihm am meisten bewunderten Romancier übereinzustimmen.

Es gelang mir nie, die Botschaft der Sena-Boys zum Saheb zu bringen. Er war Journalisten gegenüber mißtrauisch geworden. Seine Worte wurden von der Srikrishna Kommission, die eine offizielle Untersuchung des Aufruhrs durchführte, genau beobachtet. Ich traf stattdessen jenen Mann, der nach Thackerays Tod die Sena führen wird: seinen Neffen Raj.

I war nervös als ich das Büro der Saama betrat. Es hat einen bestimmten Ruf. Ramesh Kini zum Beispiel, ein Bewohner von Matunga aus Maharashtra - wie sie den Kern des Senaanhangs darstellen, war Aufseher in einer Fabrik für Augenschminke. Er war auch das Opfer einer Schikanierungskampagne durch seinen Hausherrn, der versuchte, seine Familie aus der mietergeschützten Wohnung



hinauszuwerfen. Sein Hausherr hatte ebenfalls Verbindungen zur Sena. Eines Morgens kam Kini in dieses Büro; um Mitternacht war er tot. Die Polizei fand seine Leiche in einem Theater in Pune, mehrere Stunden entfernt und stellte einen Fall von Selbstmord fest. Dann trat seine Witwe an die Öffentlichkeit und nannte Raj Thackeray, den achtundzwanzigjährigen Neffen des Sahib, als einen der Mörder, jenen Mann, den ich in Kürze treffen sollte.

Bevor ich in das Büro eintrat, wurde ich gebeten, die Schuhe auszuziehen. Als ich eintrat, wußte ich warum. Hinter dem Platz, wo der kleine, schlanke, ernste Mann saß, stand ein mit Bildern von Göttern dekoriertes Schrein. Auch das übliche Foto des Saheb war da. Das gesamte Büro sah wie eine Filmszene aus, so reich war seine Ikonographie und nach einiger Zeit bemerkte ich, daß der Manierismus von Raj - die Art, wie er die Hand zum Mund hielt, sein Blick, ebenfalls aus dem Film stammten. Es umgab ihn ein wenig überzeugender Eindruck der Bedrohung. Ein Polizist mit einem automatischen Gewehr folgt ihm überall hin. Wenn er auf die Toilette geht, steht er vor der Tür.

Ich stellte eine Frage über die Stadt. Er starrte mich an. 'Sie nennen sie Bombay.' Ich erkannte meine Überschreitung und sprach von ihr im Rest meines Treffens von Mumbai.

Raj war herangezogen worden, den Platz des älteren Thackeray sogar bis zu dessen Karriereweg zu füllen - er ist ebenfalls Karrikaturist. Sein Schreibtisch wurde von einem Kalligraphie-Set und einem Buch „Der Zweite Weltkrieg in Karrikaturen“ beherrscht. Ich fragte ihn nach seinem bevorzugten Karrikaturisten. 'Balasaheb Thackeray', sagte er ohne nachzudenken.

'Alles was Balasaheb sagt,' sagte er mit der Miene eines Mannes, der einen völlig vernünftigen Vorschlag macht, für irgendein ziviles Verbesserungsprojekt vielleicht, 'ist, daß wer immer sich gegen diese Nation stellt, erschossen und umgebracht werden sollte.' Er machte eine kurze Pause. 'Und wenn die Muslime eher so sind, ist das nicht unsere Schuld.'

Er erzählte mir von den Antworten der Shiv Sena auf die Probleme Bombays. 'Es sollte eine Zugangserlaubnis für Mumbai geben, wie ein Visum. Diese sollte an den Bahnhöfen, Flugplätzen und Straßen kontrolliert werden. Wenn man die Stadt retten will, sollte man die Verfassung ändern. Die Leute, die Arbeit haben, sollen kommen, sie verrichten und wieder gehen. Leuten von außen sollte Zuwanderung verwehrt werden. Wer sie sind? Keine Leute aus Maharashtra.'

Fast zur selben Zeit meines Gesprächs besuchte eine Gruppe von Mitgliedern der Sena, darunter auch der frühere Bürgermeister der Stadt, die Büros einer Marathi-Zeitung, die sich erküht hatte, eine Rede zu drucken, die den Saheb kritisierte. G.R.Khainar, ein früherer stellvertretender Stadt-Kommissär in Bombay, der den Ruf hat, korrupte Politiketr zu bekämpfen, hieb in einer hysterischen Rede auf Thackeray ein, nannte ihn unter anderem den Teufel. Die Sena schlug in Khainars Haus gehörig die Fenster ein, verprügelte Journalisten, und schwärzte das Gesicht des Chefredakteurs mit Teer. Die Polizei erhob gegen die Zeitung Anklage wegen 'vorsätzlicher Provokation mit der Absicht, Unzufriedenheit zu verbreiten und Aufruhr zu erzeugen.'

Thackeray mag Big Business und Big Business mag ihn. Die Sena hat sich mit der Bekämpfung der Kommunisten in den Fabriken Verdienste erworben und auf die von der Sena kontrollierten Gewerkschaften ist mehr Verlaß, als auf die der Linken. Die Parteigelder stammen nicht von den Mitgliedern, sondern von den führenden Geschäftsleuten der Stadt. Die hauptsächliche Opposition kommt aus den ländlichen Gebieten und von den Marathi-Schriftstellern.

Die Sena zeigt auch eine ausgeprägte Neigung zu Kitsch. Vorigen November, zum Beispiel, hat Thackeray Michael Jackson zum erstenmal erlaubt, in Indien aufzutreten. Das mag mit der Tatsache zu tun gehabt haben oder auch nicht, daß der Sänger versprochen hatte, den Gewinn aus seinem Konzert (mehr als eine Million Dollar) einem von der Sena organisierten Jugendbeschäftigungsprogramm zu spenden. Das geplante Konzert beleidigte

eine Reihe von Leuten in der Stadt, darunter Thackerays eigener Bruder: 'Wer ist Michael Jackson, und was auf Erden hat er mit der Hindukultur zu tun, von der die Shiv Sena und ihr Boss Thackeray so stolz sprechen?'

Aber der Shiv Sena Supremo (wie er manchmal seine Briefe signiert) antwortete darauf: 'Jackson ist ein großer Künstler, und wir müssen ihn als Künstler akzeptieren. Seine Bewegungen sind sagenhaft. Nicht viele Leute können sich so bewegen. Du würdest dir am Ende die Knochen brechen.' Dann kam er zum Kern der Sache. 'Nun gut, was ist Kultur? Jackson verkörpert bestimmte Werte in Amerika, die Indien sich nicht scheuen sollte anzuerkennen.' Der Popstar zollte dem Lob Thackerays Anerkennung, indem er auf dem Weg vom Flughafen zum Hotel an der Wohnung des Führers Halt machte und in dessen WC pinkelte, eine Tatsache, die Thackeray mit Stolz den Medien der Stadt zur Kenntnis brachte.

Sunil und seine Freunde sprechen mit gleichem Stolz über den Geburtstag des Saheb, wenn sie jedes Jahr zu seinem Bungalow gehen und die lange Reihe der reichsten und bedeutendsten Leute der Stadt sehen, die angestellt sind, um dem Saheb ihre Glückwünsche zu überbringen. 'Wir schauen zu, wie sich die großen Leute verbeugen und seine Füße berühren.' Ein anderer Sainik fügt hinzu: 'Michael Jackson trifft nur die Präsidenten der Länder; er kam, um Saheb zu treffen.' Der Saheb hat im besonderen die Filmindustrie in seinen Bann geschlagen. Sie sucht seine Gunst in allen Dingen, von der Befreiung eines Filmes von der Vergnügungssteuer, bis zur Befreiung eines fehlgegangenen Filmstars aus dem Gefängnis. Im August 1996 flog sogar der Premierminister Deve Gowda nach Bombay, um den Saheb bei einem vom Filmstar und Unterhaltungsindustriemagnaten Amitabh Bachhan organisierten Abendessen zu treffen. Jedes Mal, wenn einer der Wirtschafts- oder Filmgötter, ein Ausländer oder der Premierminister einen Kotau vor ihm macht, überläuft die Fußsoldaten der Sena ein Schauer des Stolzes und ihr Bild vom Saheb als einem mächtigen Mann, einem Mann mit Powertoni wird neu bestärkt.

### **Eines Liebhabers Umarmung.**

Der Manager des Vorstadteisenbahnsystem von Bombay wurde vor kurzem gefragt, wann das System soweit verbessert sein würde, daß es die täglichen fünf Millionen Passagiere bequem befördern könnte. 'Nicht zu meinen Lebzeiten', antwortete er. Sicherlich, wenn du nach Bombay pendelst, wird dir die genaue Temperatur des menschlichen Körpers bewußt gemacht, wenn er dich von allen Seiten einwickelt und sich an jede deiner eigenen Kurven anschmiegt. Die Umarmung eines Liebhabers ist niemals so eng.

Eines Morgens fuhr ich während der Stoßzeit mit dem Zug nach Jogeshwari. Es gab einen Anstrom von Passagieren und ich konnte nur halb in den Waggon gelangen. Als der Zug beschleunigte, hing ich gerade noch am oberen Ende der offenen Tür. Ich hatte Angst hinausgestoßen zu werden, aber irgend jemand versicherte mir: 'Keine Angst, wenn sie dich hinausstoßen, ziehen sie dich auch wieder herein.'

Asad Bin Saif ist ein Forscher der Slums, bewegt sich unermüdlich zwischen den Abwasserkanälen, erfaßt unzählige Scharmützel und Gewalttaten zwischen den Religionsgemeinschaften und beobachtet aus erster Hand den allmählichen Zerfalls des sozialen Gewebes der Stadt. Er stammt aus Bhagalpur in Bihar, wo sich nicht nur einige der schlimmsten Gewalttaten des ganzen Landes ereigneten, sondern auch 1980 der Ort des berühmten Vorfalles war, bei dem die Polizei eine Gruppe von Kriminellen mit Stricknadeln und Säure blendete. Von allen Leuten hier hat Asad die Menschen von ihrer schlimmsten Seite kennengelernt. Ich fragte ihn, ob er die Zukunft der menschlichen Rasse pessimistisch sehe.

'Ganz und gar nicht', sagte er. 'Schau auf die aus dem Zug gestreckten Hände.'

Wenn du in Bombay spät auf dem Weg zur Arbeit bist und du erreichst den Bahnhof in dem Moment, wenn der Zug den Bahnsteig verläßt, kannst du den vollgestopften Abteilen nachlaufen und du wirst viele ausgestreckte Hände finden, die wie Blütenblätter aus dem Zug wachsen, um dich an Bord zu ziehen. Wie

du entlang des Waggons läufst, wirst du aufgeklaut und irgendwo wird für dich ein winziger Platz am Rand der offenen Tür freigemacht. Der Rest liegt an dir selbst. Du wirst wahrscheinlich mit den Fingerspitzen am Türrahmen hängen und danach trachten, dich nicht zuweit hinauszulehnen, um nicht von einem der nahe am Geleise stehen Masten geköpft zu werden. Doch denke daran, was passiert ist: deine Reisegefährten, bereits selbst enger zusammengepfercht als es für Tiere offiziell erlaubt ist, mit schweißdurchtränkten Hemden in dem schlecht gelüfteten Abteil und seit Stunden schon so unterwegs, bringen das Gefühl für dich auf, daran zu denken, daß dein Boss dich anschreien oder deinen Gehalt kürzen könnte, wenn du den Zug versäumst, und werden Platz

machen, wo keiner mehr ist, für eine weitere Person. In dem Moment, in dem sie dich ergreifen, wissen sie nicht, ob die Hand, die ihre erfaßt, einem Hindu oder Muslimen oder Christen oder Brahmanen oder Unberührbaren gehört, ob du in dieser Stadt geboren wurdest oder erst an diesem Morgen angekommen bist, und ob du in Malabar Hill oder Jogeshwari wohnst, ob du aus Bombay or Mumbai oder New York kommst. Alles was sie wissen, ist, daß du versucht in die Stadt des Goldes zu gelangen und das genügt. Komm' herein, sagen sie. Wie werden schon zurecht kommen.

(Suketu Mehta, „Mumbai“, India.The Golden Jubilee. Granta 57, 1997, S.97-126. Übersetzt von Dr.Herwig Palme)

In der Nacht des 13. Februar 1992 umstellten zweihundert bewaffnete Unberührbare (oder Dalits, seltener Harijans - Gotteskinder (Mahatma Gandhi) - genannt; HP) das von Höherkastigen bewohnte Dorf Barra im nordindischen Bundesstaat Bihar. Im Lichte brennender Holzspäne rissen die Eindringlinge alle Männer aus ihren Betten und führten sie in die Felder hinaus. Dann schnitten sie ihnen mit rostigen Erntesicheln die Kehlen durch.

Wenige meiner Freunde in Delhi zeigten sich überrascht, als ich sie auf den kurzen Pressebericht über das Massaker, irgendwo vergraben in den mittleren Seiten des Indian Express, hinwies. Sie sagten, das ist die Art von Dingen, die in Bihar immer passieren. Es war ein Gemeinplatz, daß der Staat durch Gewalttätigkeit, Korruption und verbreitete Kastenkriege zugrunde gerichtet wird. Die Zustände seien in der Tat so schlimm, daß man sagte, daß die Kriminellen und die Politiker des Staates buchstäblich austauschbar seien.: nicht weniger als dreiunddreißig Mitglieder des Staatsparlaments von Bihar besitzen eine kriminelle Vergangenheit.

Eines Morgens im letzten Oktober zum Beispiel, machte der Nachtzug von New Delhi nach Kalkutta einen unvorhergesehenen Halt in Gomoh, im südlichen Bihar. Der lokale Parlamentsabgeordnete (in der Lok Sabha von New Delhi) Mumtaz Ansari trat zusammen mit drei Sicherheitsbeamten in ein 1.Klasse-Abteil. Weder Ansari noch seine drei Beamten besaßen einen Fahrschein. Sie begannen, die anderen Passagiere von ihren Sitzen zu werfen. Einer dieser Passagiere, ein pensionierter Regierungsbeamter, war kühn genug zu protestieren. Ansari antwortete ihm, daß er es war, der die Gesetze machte, daher hatte er auch das Recht, sie zu brechen. Als der alte Mann seinen Protest fortsetzte, winkte der Abgeordnete mit der Hand und befahl seiner Wache, ihn zu verprügeln. In der nächsten Haltestelle wurde Ansari von einer Menge seiner Anhänger begrüßt, darunter ein anderer Abgeordneter und zehn bewaffneter Trabanten. Diese zerrten den pensionierten Beamten auf

den Bahnsteig und beendeten die Arbeit, welche Ansaris Wachen begonnen hatten. Als der Zug aus der Station fuhr, blieb der alte Mann blutend auf dem Bahnsteig zurück.

Man sagte, daß sich in Patna niemand mehr die Mühe machte, Autos zu kaufen; bewaffnete Mitbürger begannen, sie bei vollem Tageslicht aufzuhalten, die Fahrer aufzufordern auszusteigen und diese zu zwingen, Kaufverträge zu unterschreiben. Baumeister, die nicht bezahlten Rechnungen nachliefen, begannen Regierungsbeamte zu kidnappen und Lösegeld zu erpressen. In manchen Wohngebieten von Hochkastigen ist das Verbrennen von Unberührbaren so allgemein geworden, daß es beinahe ein organisierter Sport ist. Als Reaktion darauf wurden Selbstverteidigungsgruppen von Niedrigkastigen gebildet und man sagte, daß sie sich in Dörfern, die sie in Leninnagar und Stalinpur umtaufeten, für den Krieg vorbereiteten. Man schätzt, daß in verschiedenen Teilen Bihars zehn Privatarmeen operieren; in manchen Gebieten ist die Gewalttätigkeit außer Kontrolle geraten und nimmt Bürgerkriegsformen an.

Schlimme Dinge gehen vor in Bihar, sagen meine Freunde; aber das war schon immer so. Dennoch mußte ich immer an das Barra-Massaker denken. Als ich ein Jahr später in Patna war, beschloß ich ein Auto zu mieten und das Dorf zu besuchen. Die Straße dorthin war die schlechteste, auf der ich jemals in Indien gefahren war. Obwohl eine der Hauptstraßen Bihars war die Fahrbahn mit Löchern von der Größe kleiner Bombentrichter übersät. Auf beiden Seiten der Straße lagen verrostende Lastwagenwracks, aufgefädelt wie eine Kette von Memento Moris. Wir schienen eine Reise rückwärts in der Zeit zu machen. Die Strommasten verschwanden, dann gab es keine Pkws und Lastwagen auf der Straße mehr. Die Brunnenhäuschen wichen Handpumpen. Wir kamen an einem seltsamen Einspänner vorbei und an vier Männern, die eine Sänfte trugen. Sie hielten uns auf und warnten uns vor Wegelagerern. Sie sagten uns,

daß wir vor Dunkelheit von der Straße sein müßten.

Schließlich erreichten wir Barra. Es war ein kleines, altes Dorf, das sich auf einem kleinen Erdhügel über die umgebenden Felder erhob. Ashok Singh, einer der zwei männlichen Überlebenden des Massakers zeigte uns das Dorf. Ein heißer Wind blies von den Feldern herein und kleine Staubwirbel liefen über die ausgetrockneten Felder.

‘Wie sind Sie dem Massaker entkommen?’, fragte ich ihn.

‘Bin ich nicht’, sagte er. Er zog den Schal beiseite und zeigte mir die grässliche Schnittwunde an seinem Genick. ‘Sie schnitten mich und ließen mich als vermeintlich tot zurück.’

Er begann, die Geschehnisse im Detail zu beschreiben. Er war wie gewöhnlich nach dem Abendessen zu Bett gegangen. Er, seine Brüder, sein Vater und sein Onkel schliefen auf ihren Charpoys (vierbeiniges Bettgestell mit Flechtwerk, HP) als sie um halb elf von Explosionen geweckt wurden. Sie erschrakten und gingen in den Frauteil des Hauses, um ihre Ehefrauen und Mütter aufmerksam zu machen. Die Explosionen und das Gewehrfeuer kamen näher. Dann wurde ein brennender Span auf das Strohdach des Hauses geworfen und von außen hörte man Rufe, daß alle herauskommen und sich ergeben sollten.

‘Sobald das Dach Feuer fing, versuchten mein Onkel und ich es zu löschen. Wir

beachteten nicht, was draußen gerufen wurde, sodaß diese niedrigen Kreaturen das Tor aufbrechen und uns alle hinauszerren mußten. Da standen hunderte von ihnen, mit Gewehren, Speeren, Bogen, Schlagstöcken und Sichel bewaffnet. Sie ließen die Frauen beim Haus stehen und banden uns mit Stoffetzen zusammen.’

‘Sagten sie, von wo sie kamen?’

‘Nein, aber sie kamen aus der Gegend. Das konnten wir an ihrem Dialekt hören. Am Anfang ließen sie uns niederlegen wo wir waren und begannen mit der Zerstörung der Häuser durch Feuer und Dynamit. Dann zerrten sie die Männer an den Dorfrand. Dort ließen sie uns aufrecht sitzen. Dann begannen sie, uns

umzubringen, einen nach dem anderen, dort wo wir saßen. Eine große Menge sah zu, aber nur zwei Männer vollzogen die Tötungen, sodaß es lange dauerte. Ich hatte schreckliche Angst. Ich konnte nicht mehr denken.

Sie töteten alle meine Brüder. Sie töteten meinen Vater, meinen Onkel und meine Cousins. Schließlich kam ich an die Reihe. Einer der Männer stieß mich nach vorne und der andere nahm seine Sichel und machte drei Schnitte. Diese hinterließen tiefe Wunden an meinem Genick und Kopf. Ich verlor meine Sinne. Das nächste, das ich weiß ist, daß ich im Spital von Gaya aufwachte. Erst nach drei Wochen konnte ich wieder aufstehen.’

‘Da haben Sie aber großes Glück gehabt.’

‘Wie könne sie sowas sagen?. Ich verlor acht meiner Nächsten.’

Ashoks Gesicht verzerrte sich und er sah zu Boden. ‘Ich möchte mich rächen’, sagte er ruhig. ‘Doch ich bin dazu nicht in der Lage.’

Ashok zeigte mir die Häuser, die er und die Witwen des Dorfes mit dem Geld gebaut hatten, das sie von der Regierung als Entschädigung erhalten hatten. Es waren Miniaturschlösser: hoch und rechteckig, ohne Fenster mit Ausnahme eines engen Schlitzes im dritten Stock. Sie sahen aus wie genaue Miniaturkopien der Peel-Türme, die im Mittelalter an der schottischen Grenze errichtet wurden, als die Macht der Zentralregierung zusammenbrach. Es konnte keine bessere Illustration für den Rückfall Bihars in die dunklen Zeiten geben.

‘Wenn uns die Harijans auf der Straße begegnen,’ fährt Ashok fort, ‘drohen sie uns:

„Wir habe dich noch nicht fertiggemacht“ oder „dir wird es wie deinen Brüdern ergehen.“ Jede Nacht haben wir Angst. Jede Nacht habe ich Alpträume. Sie können wiederkommen. Die Polizei und die Staatsregierung von Laloo Prasad Yadav sind auf ihrer Seite. Dieses Massaker trägt seine Handschrift.’

‘In welchem Sinne?’

‘Laloo gehört zu einer niedrigen Kaste,’ sagt Ashok. ‘Er ermuntert immer diese Leute, gegen uns aufzustehen. Als er nach dem Massaker hierher kam, bewarfen wir ihn mit Steinen. Jeden Tag beten wir für seinen Fall.’

Hirten führten die Büffel zum Melken in das Dorf zurück, Frauen machten mit Kuhdung Feuer und begannen, das Abendessen zu kochen.. Der Nachmittag wurde spät und ich dachte an die Warnung, nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf der Straße zu sein.

‘Die niedrigen Kasten erheben sich und die Regierung wird uns nicht schützen,’ sagte Ashok, als wir zum Auto zurückgingen. ‘Uns bleibt nur das Erbarmen Gottes.’

Als er 1991 als Chief Minister von Bihar an die Macht kam, war Laloo eine unglaubliche Figur in der nordindischen Politik. Das indische Establishment war damals noch immer stark beherrscht von den höheren Kasten: Nehru, Frau Gandhi und Rajiv waren alle Brahmanen, so wie der letzte Premierminister (des Kongreß) Narasimha Rao. Brahmanen haben Indien während der letzten vierundvierzig von den fünfzig Jahren, seit die Briten fort sind, regiert.

Aber Laloo war der Sohn eines Kuhhirten aus einem niedrigkastigen Dorf und seine politischen Ansichten wurden von einer Kindheit geprägt, in der er von den hohen Kasten seines Dorfes verfolgt wurde. Von Anfang seiner Karriere an sprach er mit Bitternis von den Brahmanen und dem Wiedererstarken der Hindus, das in vielen Gegenden zu einer neuen Verhärtung des Kastenwesens geführt hatte: ‘Unser Kampf richtet sich gegen die Träger der Heiligen Schnur (die Brahmanen)’, sagte er seinen Zuhörern. ‘Seit Jahrhunderten haben die Brahmanen Reichtum angehäuft, indem sie die Dorfbewohner zum Narren hielten. Heute sage ich ihnen, daß sie lernen müssen, Kühe zu melken und zu weiden, sonst werden sie hungern.’

Das war eine radikale neue Botschaft, aber sie hatte Erfolg - zum Erstaunen vieler Leute. Bei den allgemeinen Wahlen von 1991 gewann Laloo, durch die vereinten Stimmen der Armen, der niedrigen Kasten und der muslimischen Gemeinschaft, mit der bisher größten Mehrheit. Seit damals ist in Indien eine stille soziale Revolution vor sich gegangen. Bei den jüngsten allgemeinen Wahlen gelangten in einem Staat nach dem

anderen niedrigkastige Politiker an die Macht. Vor zehn Jahren war jede zweite Person auf den Partys in Delhi der Schulfreund verschiedener Kabinettsmitglieder, wenn nicht sogar des Premierministers. Heute, ziemlich unvermittelt, kennen diese Leute niemand mehr, der an der Macht ist.

Laloo schaffte es (bis vor kurzem), Chief Minister von Bihar zu bleiben, obwohl es Beweise gibt, daß seine Regierung, ja sogar seine eigene Familie, zutiefst korrupt ist und über die Plünderung der Staatskasse den Vorsitz führt. Die angebliche Veruntreuung von riesigen Summen von landwirtschaftlichen Subventionen hat einen besonderen Schatten über seine Herrschaft geworfen, ein Skandal, der in den indischen Zeitungen als „the multi-crore fodder scam“ (1crore = 10 Millionen) bezeichnet wird. Aber Politik in Bihar ist eine rauhe Angelegenheit. Ein Parlamentsabgeordneter erklärte einmal, daß ‘man ohne einhundert mit Gewehren bewaffneten Männern nicht daran denken könne, in einen Wahlkampf zu gehen.’

Ich buchte einen Flug nach Patna in der Hoffnung, ein Interview mit Laloo arrangieren zu können. Der Abflug verspätete sich und wir saßen eine halbe Stunde auf der Rollbahn. Dann tauchte Laloo selbst auf und stürmte an Bord, wie ein Eroberungsheld. Er hatte in Delhi eine Rede gehalten und gleich sein halbes Kabinett mitgebracht.

Er war klein, breitschultrig und untersetzt, sein graues Haar wie ein früher Beatles-Mopp geschnitten. Er hatte die gesamte erste Reihe des Flugzeuges für sich und seine Hilfen reserviert, die nächsten sieben Reihen füllten Abgeordnete und Leibwächter. Alle waren große, finster dreinblickende Männer. Alle, einschließlich Laloo, waren mit weißen handgesponnenen Baumwoll“pyjamas“ bekleidet, die zum unverwechselbaren Zeichen der politischen Macht geworden waren.

Die Verzögerung, die Blockreservierung und die Art, in der Laloo sich der Länge nach in der ganzen ersten Reihe wie ein degenerierter römischer Herrscher austreckte, schien all das zu bestätigen, was ich von ihm gehört hatte. Seine Umgebung im vorderen Teil des

Flugzeuges schien wie verhext von ihrem Führer. Sie umkreisten den Chief Minister, lehnten sich über die Sitze, hockten vor ihm auf dem Boden und und lachten über seine Witze. Als ich schließlich einen Abgeordneten dazu überreden konnte, mich seinem Führer vorzustellen, kniete sich dieser vor Laloo hin und erklärte ihm, wer ich war.

Laloo erledigte das sofort. Er deutete, daß ich auf dem Sitz neben ihm Platz nehmen sollte, den Abgeordneten neben ihm auf den Knien lassend, und fragte, wie er behilflich sein könnte. Ich bat ihn um eine Vereinbarung für ein Treffen. Mit einer nonchalanten Bewegung seiner Hand winkte er einen Sekretär herbei, der ein Interview für halb sechs Uhr nachmittags vereinbarte.

‘Aber’, sagte er, ‘wir könnten mit dem Interview jetzt beginnen.’

‘Hier? Im Flugzeug?’

‘Warum nicht? Wir haben noch zehn Minuten bis zur Landung.’

Also begannen wir. Ich fragte Laloo nach seiner Kindheit. Er war nur allzu willig, darüber zu reden.

‘Mein Vater war ein Kleinbauer,’ begann Laloo, seine Weichteile kratzend. ‘Er kümmerte sich um die Kühe und Wasserbüffel, die den Höherkastigen gehörten; er besaß auch drei Acres (1,2 ha) eigenes Land. Er konnte nicht lesen noch schreiben, trug einen Dhoti (zwischen die Beine geschlungenes weites Lendentuch) und besaß niemals ein Paar Schuhe. Meine Mutter verkaufte Joghurt und Milch. Sie war ebenfalls Analphabetin. Wir lebten in einer Hütte aus Lehm und Stroh, ohne Fenster oder Tür. Sie war offen für Hunde und Schakale.’

Laloo lehnte sich gegen die Flugzeugwand und streckte seine Beine über zwei Sitze aus. ‘Ich hatte fünf Brüder und eine Schwester. Niemals gab es genug Geld. Als wir alt genug waren, wurden wir hinausgeschickt, um die Büffel zu weiden. Dann gingen meine zwei älteren Brüder in die Stadt (Patna) und fanden Arbeit auf einer Rinderfarm in der Nähe des Flughafens. Sie verdienten fünfundneunzig Paise (1 Rupie = 100 Paise; damals etwa 1,5 öS. wert). Als sie genug Geld gespart hatten, riefen sie mich nach Patna und schickten mich

in die Schule. Ich war zwölf. Damals konnte ich nicht einmal das ABC.’

Ich fragte ihn: ‘Wie wurden Sie von den höheren Kasten behandelt?’

Laloo lachte. Die anderen Abgeordneten, die sich um uns versammelt hatten, um zuzuhören, stimmten mit dem Geheul eines oft praktizierten Gelächters ein.

‘Während meiner ganzen Kindheit wurde ich von den Grundbesitzern geschlagen und beleidigt,’ sagte Laloo. ‘Sie strafte mich grundlos. Da wir zur Yadav-Kaste gehörten, durften wir nicht einmal auf einem Sessel sitzen. Sie ließen uns auf dem Boden sitzen. Ich erinnere mich an all das. Nun sitze ich im Sessel und ich will, daß diese Leute auf dem Boden sitzen. Ich denke immer daran, ihnen eine Lektion zu erteilen. Ich hasse sie nicht’, fuhr er fort. ‘Aber ihre Vorstellungen müssen sich ändern. Wir sind jetzt seit fünfzig Jahren ein unabhängiges Land, aber am Kastensystem hat sich nichts geändert, keine soziale Gerechtigkeit. Ich möchte das Ende der Kasten sehen. Ich möchte Heiraten zwischen den Kasten. Aber diese Brahmanenpriester erlauben das nicht.’

‘Aber Kasten gibt es seit dreieinhalb tausend Jahren’, sagte ich. ‘Ist es nicht das Fundament des Hinduismus?’

‘Es ist ein schlechtes System’, sagte Laloo. ‘Es muß verschwinden.’

Das Flugzeug kurvte über Patna. Unten konnte man die graue Breite des Ganges sehen, die an den Ghats vorbei und hinaus in die fruchtbaren Überschwemmungsebenen Bihars floß.

‘Gehen Sie jetzt zurück auf ihren Platz,’ sagte er knapp. ‘Ich werde am Nachmittag wieder mit Ihnen sprechen.’

Keiner hat jemals Patna eine schöne Stadt genannt, aber ich bemerkte, daß ich vergessen hatte, wie schlimm die Dinge waren. Wenn man durch die Vororte fährt, beginnen sich die baumlosen Gehsteige mit Hütten aus Sackleinen zu füllen. Die Hütten erweitern sich zu Slums. Die Slums sind von Abfallhaufen umringt. Ziegen, Schweine, Hunde und Kinder kämpfen um Speisereste. Offene Abwässer begleiten die Straße. Kanalaratten in der Größe von Katzen huschen unter den Rikshaws herum.

Bihar ist eines der letzten Gebiete Indiens, das tatsächlich dem Bild von Indien entspricht, das von wohlmeinenden Oxfam-Werbepunkten propagiert wird, alles Bettler, Krüppel und überfüllte Lepraspitäler: 'Schicken Sie 10 Pfund und helfen Sie, daß Sita wieder sieht ..' Die Realität ist, daß Indien an der Schwelle dessen, was man schon das asiatische Jahrhundert genannt hat, die sechzehntgrößte Wirtschaft der Welt darstellt und bei einer Bevölkerung von 950 Millionen und - nach erfreulicheren Statistiken - eine Klasse von rund 150 Millionen Menschen besitzt, die über mehr Kaufkraft als die durchschnittlichen Briten verfügen. Man spricht - wiederum in den optimistischeren Großstadtkreisen - davon, daß das Land im Begriffe ist, Taiwan und Südkorea als nächster Ort des asiatischen Wirtschaftswunders zu folgen. Es gab auch jüngst einen Ansturm westlicher Banken, Büros in Delhi und Bombay zu eröffnen. Selbst Sotheby ist nach Osten gezogen.

Doch während der größte Teil Indiens sich in Richtung einer Zukunft mit mehr Wohlstand, Gesundheit und Bildung zu bewegen scheint, hat Bihar mit seinen neunzig Millionen Menschen begonnen, ein bleiernes Gegengewicht zu bilden. Die Wirtschaft stagniert und die Kriminalität ist außer Kontrolle geraten: Allein zwischen Jänner und Juni 1966 gab es 64.085 gewalttätige Gesetzesbrüche (bewaffneter Raub, Plünderung, Aufruhr und Mord). Diese Zahlen beinhalten 2.625 Morde, 1.116 Fälle von Entführungen und gewalttätige Erpressungen. Das heißt, daß es in Bihar 14 Morde jeden Tag und alle vier Stunden einen Fall von Kidnapping gab. Welchen indischen Index für Wohlstand und Entwicklung man immer wählt - Analphabetismus, Todesfälle in Polizeigewahrsam, Straßenzustand, Zahl der Kinos - Bihar ist triumphierender Letzter.

Am Tag als ich nach Patna zurückflog, konkurrierten vier Ereignisse um Aufmerksamkeit auf den Titelseiten der Tageszeitungen; jedes schien auf seine Art den Zusammenbruch der Regierung in diesem Staat zu bestätigen. Eine Gruppe von Stammesangehörigen, die einen unabhängigen Staat in den Hügeln im südlichen Bihar verlangen, sind in ein Bergwerk eingedrungen

und haben sich mit sechshundert Kilogramm Sprengstoff und mehr als tausend Sprengkapseln davon gemacht. Die Polizei von Patna hat einen 'notorischen Krimimellen' getötet, der wegen mehrerer Fälle von Dacoity - (Dacoit = Bandit) gesucht wurde, darunter wegen des Kidnappings des Eigentümers der Gupta Biscuit Company. Ein Kongreßpolitiker hatte die Regierung von Bihar beschuldigt, die 'im Bundesstaat vorherrschende hungersnotähnliche Situation zu ignorieren.' Und neue Zahlen zeigten, daß in den vorangegangenen drei Monaten während '116 Fällen von Aufruhr', die Patna zu verzeichnen hatte, '1.437 Kriminelle' in Gewahrsam genommen worden waren.

Ich besuchte Uttam Sengupta, den Herausgeber der Patnaausgabe der Times of India, um herauszufinden, ob diese Angaben übertrieben waren. Es war eine einigermaßen aufregende Woche gewesen, sagte er. Vor zwei Tagen hatte einer mit einer abgesägten Maschinenpistole auf ihn geschossen, doch die Kugeln blieben in der hinteren Tür seines Fiats stecken. Sengupta entkam unverletzt, doch einigermaßen geschockt.

Er sagt, daß das, was jetzt in Bihar vor sich geht nichts anderes ist als der Tod des Staates. Die Regierung war bankrott und nicht in der Lage, selbst die wesentlichsten Dienste anzubieten. Die National Thermal Power Corporation, das nationale Stromnetz, hatte vor kurzem gedroht, die Stromversorgung von Bihar abzuschalten, wenn nicht die fällige Stromrechnung bezahlt würde. Im wichtigsten Spital von Patna gab es keine Medikamente, kein Verbandszeug und keine Betttücher. Der einzige Röntgenapparat funktionierte seit einem Jahr nicht mehr: das Spital konnte sich die Ersatzteile nicht leisten. In der Nacht gab es keine Straßenbeleuchtung, weil keine Glühbirnen für die Straßenlampen vorhanden waren. Die Stadt hätte 6000 Stück davon gebraucht. Zu Diwali, dem Lichterfest der Hindus, konnte die Verwaltung 2200 Glühbirnen auftreiben; normalerweise schafft sie nur einen Bruchteil davon. Gelegentlich tun sich Geschäftsleute zusammen, um eine einzige Straße zu beleuchten, doch normalerweise fällt Patna, eine Stadt mit mehr als einer Million Einwohner, nach Sonnenuntergang in



mittelalterliche Finsternis. Außerhalb der Hauptstadt gab es nur hin und wieder Strom, trotz der Tatsache, daß die Bergwerke von Bihar nahezu die gesamten Kohle für die Stromerzeugung liefern. Das Ergebnis war eine Welle der inoffiziellen Privatisierung: die Bewohner von Mittelklasse-Wohnblocks legten ihre Mittel zusammen und kauften ihren eigenen Generator.

Wenn die Zeitungen in Delhi Artikel über die Unordnung und die Grausamkeiten in Bihar schreiben, weisen sie gewöhnlich auf die 'Rückständigkeit' des Bundesstaates hin. Was Bihar braucht, sagen sie, ist Entwicklung: mehr Straßen, mehr Schulen, mehr Familienplanungszentren. Aber wie sich die Wellen der politischen und Kastengewalt von Patna aus über den Rest des Landes ausbreiten, scheint es genauso wahrscheinlich, daß Bihar nicht hintendrin hinkt, sondern vorauszieht: als Trendsetter für das übrige Indien. Die erste Stimmenfälschung in Indien fand bei den Parlamentswahlen im Jahr 1962 in Bihar statt. Dreißig Jahre später passierte es überall im Land. Ebenso war das erste Beispiel dafür, daß ein Krimineller einen Parlamentssitz gewann, bei den Wahlen 1980 in Bihar zu finden. Heute habe viele längerdienende indische Politiker zu verschiedenen Zeiten Klagen für ernste Vergehen - von Kidnapping bis Mord - gegen sie laufen.

Die Biharkrankheit ist so ansteckend, daß es die Vorstellung von einem indischen Wirtschaftswunder in Frage stellt. Wenige haben Zweifel daran, daß der 'Bihareffekt' - Korruption, Gesetzlosigkeit, marodierende Kastenarmeen und der Zusammenbruch der Herrschaft der Regierung - dann vorherrschen wird, oder wie es Uttam Sengupta ausdrückt: 'dann wird Indien das, was in Jugoslawien passiert ist, wie ein Picknick aussehen lassen.'

Am späteren Nachmittag ging ich zur Residenz des Premierministers. Ich fand Laloo im Freien sitzend, seine Beine auf dem Tisch, umgeben von dem nun bekannten Kreis der Schläger und Jasager. Ich erinnerte mich an den Vorfall im Zug, bei dem ein Beamter von Anhängern Laloos, angeführt vom Abgeordneten Ansari, verprügelt worden war und fragte ihn, ob die Presseberichte stimmten.

'Warum fragen Sie nicht gleich den verantwortlichen Mann?' antwortete Laloo. Er zeigte mit der Hand auf den Mann zu seiner Linken. 'Das ist Mumtaz Ansari.'

Ansari, eine schlanke Gestalt mit Oberlippenbart im weißen Pyjama, kicherte. 'Es ist eine fabrizierte Geschichte', sagte er mit breitem Grinsen im Gesicht. 'Eine unbegründete Geschichte, die Propaganda meiner Feinde.'

'Es waren nur seine Parteiarbeiter, die den Mann geschlagen haben,' erklärte Laloo.

'Ansari hatte damit nichts zu tun.'

'Der Mann wurde also geschlagen?'

'Nur ein paar Ohrfeigen', sagte Ansari. 'Der Mann hatte sich schlecht benommen.'

'Was haben Sie unternommen?' fragte ich Laloo.

'Ich sagte meinen Abgeordneten: „Ihr dürft das nicht tun. Dem Bürger gehört das Land. Wir sind nur Diener.“'

'Das war alles, was Sie taten?'

'Ich habe verurteilt, was geschehen ist,' sagte Laloo. 'Ich habe Herrn Ansari verurteilt.'

Beide, Ansari und Laloo, brachen in Gelächter aus. Laloo trank den Tee aus und warf den Sud über die Schulter und ließ die Schale ins Gras fallen und rief einen Diener im Turban, um sie aufzuheben. 'Kommen Sie', sagte er im Aufstehen. 'Das war nur ein unbedeutender Vorfall. Ich möchte Ihnen meine Farm zeigen.'

Er nahm mich am Arm und führte mich um etwas herum, das einmal ein hübscher Rosengarten in der Residenz des britischen Gouverneurs gewesen war. Von einer kleinen Rasenfläche hinter dem Haus abgesehen, war alles umgepflügt und in eine Anzahl Felder verwandelt worden. In einer Ecke befanden sich Laloos Fischteich und die Bienenstöcke; in einer anderen seine Milchkühe, Kaninchenställe, Rinder- und Wasserbüffelunterstände. Dazwischen lagen sorgsam gefurchte große Felder mit Chilli, Spinat und Kartoffel. 'Das ist satthu,' sagte er. 'Sehr gut für den Wind.'

'Wer ißt all das?' fragte ich.

'Ich, zusammen mit meiner Frau und Familie. Wir Dörfler mögen frische Produkte.

Den Rest verteilen wir an die Armen.'

Während wir die neue Dreschmaschine (von einem Cousin bedient) inspizierten, sprach

Laloo wieder vom brahmanischen politischen Establishment.

‘Die BJP und der Kongreß sind beide brahmanische Parteien’ sagte er. ‘Die Backward

Castes haben keinen Grund, sie zu wählen. In Bihar haben sie das schon verstanden. Bald werden sie das überall erkennen. Die Unterstützung für diese Parteien wird austrocknen wie eine Schmutzlache an einem Sommertag.

‘Die Backward Castes werden sich erheben’, sagte er als er mich zum Auto führte. ‘Schon jetzt wachen sie auf und erheben ihre Stimmen. Sie werden sehen: unsere

Revolution wird die Macht dieser Leute brechen ...’

In der Dunkelheit schwang er die Faust durch die Luft wie ein Demagoge auf der Tribüne. ‘Wir werden eine Flut von Stimmen gewinnen’, sagte er. ‘Niemand wird in der Lage sein, uns im Zaum zu halten.’

Der Fahrer drängte auf die Abfahrt: bald würde es dunkel sein und er wollte vor Sonnenuntergang im Hotel zurück sein. Selbst in Patna, sagte er, ist es Wahnsinn, nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße zu sein. (William Dalrymple, „Caste Wars“, India. The Golden Jubilee. Granta 57, 1997, S.175-184. Übersetzt von Dr.Herwig Palme)

Zur Zeit als ich dies schreibe, wird Indien seinen dritten Premierminister in weniger als elf Monaten haben, doch diese offenkundige Instabilität scheint die tratschenden Klassen Neu Delhis nur insofern zu berühren, als sie sich Sorgen darüber machen, was die übrige Welt darüber denken könnte. Offensichtlich, oder zumindest ist das die populäre Vorstellung, sind in diesem fünfzigsten Jahr seiner Unabhängigkeit alle Augen der Welt auf Indien gerichtet. Daher dürfen wir nichts tun, was unser Land in ein schlechtes Licht bringt. Der Vorstellung, daß im Falle die Welt doch einen Blick auf Indien werfen sollte, sie nicht besonders attraktive Züge erkennen könnte, wird großer Widerstand entgegengebracht. Doch das Selbstwertgefühl des großstädtischen Bürgertums ist ein zerbrechliches Ding. „Bitte, erzähl’ mir nichts von Armut und all diesen Sachen“, tadelt mich ein intelligenter Praktikant vom Indian Express. „Das gibt es in jedem Land. Schließlich hat Indien als Demokratie überlebt. Ist das nicht großartig? Auch Time Magazine sagt das.“

Ist es nicht so? In diesem Jahr wurde in der englischsprachigen Presse nicht viel über die arme Mehrheit gesprochen. Schreckensgeschichten über Hungertod, Epidemien, Kasten- und Mitgiftmorde und Polizeibrutalität wurden auf die hinteren Seiten verbannt. Sichtlich ein schlechtes Licht. Man findet verzweifelte Versuche in den Zeitungen von Bombay und Delhi, großstädtisch verbindlich zu sein. Die Ereignisse, die sie berauschen - neue Diskotheken, Festivals der französischen Küche, Lesungen von strahlenden Schundverbreitern, Nächte mit längst vergessenen Rockmusikern aus dem Westen, absurd hochgestochene Seminare - , erhalten in diesem fünfzigsten Jahr den Vorzug vor den eher lästigen und sich ständig verschlechternden physischen und sozialen Zuständen im Hinterland. Leitartikler regen sich lieber über die Frage auf, ob Inder Kumar Gujral für Indien der richtige Premierminister ist, oder ob es Neuwahlen geben wird und ob das Land sich diese leisten kann? Außerhalb

Delhis ist die vorhersagbare allgemeine Einstellung, die eines déjà-vu und der Indifferenz. Koalitionsregierungen kommen und gehen. Ihre Mitglieder sind austauschbar, heute hier, morgen dort. Es ist keine große Angelegenheit. Jede Angst über das Schicksal der Regierung betrifft nur das Unionsbudget. Und auch darüber muß man sich keine allzugroßen Sorgen machen, wurde doch das Budget von einem Mitglied der früheren Kongress-Regierung gemacht und unterscheidet sich kaum von den Budgets der vorhergehenden fünf Jahre, die die Wirtschaft ‘liberalisierten’ und sie sowohl für ausländische wie auch für einheimische Investoren attraktiv machte.

Die bemerkenswerteste Tatsache über Indien während der letzten fünf Jahre stellt die relative Stabilität dar, die trotz des raschen Wechsels der Regierungen und politischen Formationen erreicht wurde. Der hindunationalistischen Bewegung, die noch vor ein paar Jahren dunkle Ängste ausgelöst hat, ist die Luft ausgegangen, die Aufstände im Nordosten sind unter Kontrolle, der Punjab ist nach einer langen Zeit der separatistischen Agitation mit sich selbst in Frieden, selbst Kashmir scheint zur Normalität zurückgefunden zu haben. Man hört immer noch viel Gerede über Instabilität und ihre Gefahren von den Relikten der Nehru-Gandhi-Dynastie. Aber dies ist nur mehr eine Art Nostalgie über jene Tage, in denen der Staat und die Bürokratie beträchtlich mehr Macht ausübten und die wichtigsten Garanten der politischen Stabilität waren. Heute bestimmen andere Faktoren diese Stabilität, und keiner ist wichtiger als die Klasse der Fachleute, die sich ungefähr während der letzten zehn Jahre herausgebildet hat, deren wachsender Wohlstand und Zusammenhalt für sich allein die stärkste Kraft der heutigen indischen Gesellschaft bildet.

Niemand weiß genau wie groß diese Schicht ist. Die Zahl, die den ausländischen Investoren als Köder vorgehalten wird, liegt bei 200 Millionen, doch diese scheint unmöglich hoch.

Es gibt jedoch keinen Zweifel an ihrer Wirkung, die sich auf alle Aspekte des gegenwärtigen indischen Lebens erstreckt. Unter anderem muß ihr die Schaffung des außergewöhnlichen politischen Konsenses über früher umstrittene Fragen der Wirtschaftsreform zugeschrieben werden. Daß die Reformen fortgesetzt werden sollen, ist zu einer Glaubensfrage geworden, die heute nur mehr von wenigen in Frage gestellt wird. Die Mitgliedschaft der Communist Party in der United Front-Regierung hat den früheren Finanzminister an der weiteren Dezentralisierung der Wirtschaft nicht gehindert. Der hindunationalistische Partei, die BJP, war sehr viel daran gelegen, die indischen Unternehmer ihrer Unterstützung der wirtschaftlichen Liberalisierung zu versichern. Kanshi Ram, der Führer der unterkastigen BSP hat eine ähnliche Bereitschaft, mitzugehen, erkennen lassen. Mit der Bereinigung dieser kontroversen Frage, ist die Bühne frei für Koalitionsregierungen. Einige bizarre Beispiele davon haben wir gesehen: im Punjab haben sich frühere Sikhsecessionisten und Hindunationalisten die Hand gereicht, um eine Regierung zu bilden; und in Uttar Pradesh, wo die BSP einwilligte, mit ihrem Erzfeind, der BJP, die Macht zu teilen, und damit das unglaubliche Spektakel einer Allianz zwischen höheren und niedrigeren Kasten vor Augen führte. Man kann nicht erwarten, daß diese Koalitionen Bestand haben werden; keine wird halten. Noch unvorstellbarere Koalitionen werden an ihre Stelle treten. Aber würde das von Bedeutung sein? Dem scheint nicht so. Das Schwergewicht hat sich von der Stabilität politischer Allianzen zur Fortsetzung der Wirtschaftsreform verschoben.

Und wiederum muß dafür der neuen Klasse der Verdienst zugewiesen werden, dem feinen aber starken Druck der von den angestellten Fachleuten im Dienstleistungssektor, den Büroangestellten, den Managern und den unabhängigen Unternehmern, die die liberalisierte Wirtschaft hervorgebracht hat, ausgegangen ist. Mitglieder der älteren Mittelklasse - Staatsangestellte, eigenständige Ingenieure, Ärzte und Rechtsanwälte - gehören ebenfalls zur neuen Interessensgruppe. Einige ihrer Rekruten findet man in politischen Parteien, wo sie die zweite Reihe der Führung

bilden und die begeistertsten Vertreter einer Kompromißpolitik darstellen. Tatsächlich wurden viele Koalitionsregierungen von jungen Politikern geschmiedet. Als Kinder des unabhängigen Indiens, als Mitglieder der neuen Klasse sind sie frei von den Komplexen und Vorbehalten der früheren Generation. Sie wollen den Lebensstil der europäischen Mittelklasse so weit wie möglich erreichen, aber gleichzeitig Indien als kühnen Gegenspieler zum modernen Westen sehen, weitgehend in der gleichen Art wie Malaysia, Singapore und Japan. Sie haben den neuen Premierminister freudig begrüßt, weil man von ihm erwartete, daß er, im Gegensatz zu seinem rustikalen Vorgänger, dem Westen das Bild eines 'modernen', 'cleveren' aber 'harten' Indien entgegenhält.

Die in ganz Indien unübersehbar gegenwärtige neue Klasse hat der zum großen Teil fast chaotisch vielfältigen Gesellschaft einen Anschein von kultureller Gleichförmigkeit gegeben. Manche ihrer vagen kulturellen Präferenzen sind neu definiert und von der Mode- und Unterhaltungsindustrie zu einer spezifischen Ästhetik ausgearbeitet worden. Gesetzte Zeitungen wie die Times of India waren die ersten, die zu einem aggressiven sexy Stil überwechselten. Vor drei Jahren forderte das Management die meisten älteren Redaktionsmitglieder zum Verlassen auf (sie gingen in Scharen und gründeten eine Literaturzeitschrift; in diesen Zeiten ein tapferes Unterfangen). Der neuen Redaktion wurden genaue Vorgaben für eine komplette Veränderung der Zeitung gemacht. Man ging davon aus, daß die neue Lesergeneration nicht viel Zeit zum Nachdenken hatte, noch weniger, um zu lesen. Den Mätzchen eines Michael Jackson wurde nun Raum auf der Titelseite eingeräumt, die Bücherseite von farbigen Bildern über Mode und Lebensstil ersetzt. Andere Zeitungen, im Kampf gegen die visuellen Medien, haben den gehobenen Boulevardstil der Times mit spürbarem Erfolg nachgeahmt. In letzter Zeit hat die Modeindustrie, fühler das Spielfeld der Dandies aus der Oberschicht, ihren Markt radikal ausgeweitet, nachdem sie entdeckt hat, daß Mitglieder der neuen Klasse in den Kleinstädten bereit waren, für ein Stück vom großstädtischen Glamour jeden Preis zu

bezahlen - bis zu 10.000 Pfund Sterling für ein Paar Salwar-kameez (Kleid mit Schal und Hose). Marken wie Arrow, Lacoste, Levis sind während der letzten zwei Jahre in den Städten Indiens angekommen. Comsmopolitan und Elle begannen mit indischen Ausgaben. Die Gehsteigverkäufer in Delhi wurden mit Hochglanzzeitschriften überschwemmt, deren Titel (Gentlemen, Society, Verve, Oomph, New Woman) ihre Absichten klar machten. In sechs Jahren hat sich die Zahl der Fernsehkanäle von einem auf dreißig erhöht.

Diese Entwicklungen tragen jedoch herzlich wenig dazu bei, das kulturelle Selbstbewußtsein der neuen Klasse, die eine Vorliebe für die fallengelassenen Überbleibsel der populären westlichen Kultur zur Schau stellen, zu stärken. Die nationalen Zeitungen stacheln patriotische Begeisterung an für indische Teilnehmerinnen an internationalen Schönheitswettbewerben und Model-Konkurrenzen; die randliche Erscheinung eines indischen Mannequins auf einem Laufsteg in Paris ist mehrere Druckspalten wert. Die Zustimmung derjenigen, die die neue Klasse nachzuahmen sucht, wird noch immer dringend gesucht und gepflegt. „Ist Indien nicht das Gespräch der Saison in ihrem Land?“, fragt erwartungsvoll der Journalist den auf Besuch weilenden Schriftsteller aus Amerika. Jüngst stellten sich gestandene Politiker und Beamte wie schüchterne Schulbuben an, um Bill Gates die Hand zu schütteln und ihn ernsthaft nach seinen Plänen für Indien zu befragen. Wie es sich herausstellte, hatte er keine - und nachdem er wieder weg war gab es viel enttäushtes Gerede über seinen Geiz mit Worten. Ein Leichtgewicht wie Steven Seagal, der Star gewalttätiger Hollywoodfilme, wird in einem Interview nach dem anderen gezwungen, seine Liebe zu Indien zu bekennen.

Für die ältere Generation ist das alles etwas eigenartig und beunruhigend, denn die Nehru-Gandhi Dynastie hat der Kultur der herrschenden Klasse ein leicht snobistisches hohes anglikanisch-brahmanisches Ethos aufgedrückt - im besten Fall eine Art besonderes Philistertum. Während mehr als vier Jahrzehnten wollte der Staat keine andere Kultur unterstützen, die nicht bestimmten vornehm-bürgerlichen Standards entsprach.

Nicht länger: die herrschende Klasse stützt nicht nur, sondern teilt die kulturellen Erwartungen der neuen Klasse und tut dies in symbolischer Verbindung mit den Medien und Wirtschaftsinteressen. Ein typischer Fall war die umstrittene Wahl der Miss World in Bangalore im vorigen Jahr, als die Zentralregierung und die Staatsregierung nicht lange zögerten, die Luftwaffe und die Armee zu rufen, angeblich um die Teilnehmerinnen und die Organisatoren zu schützen, in Wirklichkeit aber wohl, um die Protestierenden zum Schweigen zu bringen. Die Regierung wiederholte treu die Rechtfertigungen der Organisatoren für den Wettbewerb, von denen die kindischsten und verlogenen jene waren, die von einem Schaufenster der Herrlichkeit indischer Kultur für alle Welt sprachen. Die Medien wiederum, im besonderen die mächtige Zeitungsgruppe, die einer der Sponsoren war, schütteten Verachtung über die hilflosen Protestierenden und gaben sie der Lächerlichkeit preis. Vor kurzem fungierte die militante Hinduorganisation Shiv Sena, die auch die herrschende Partei des Staates Maharashtra ist, als inoffizieller Sponsor für die erste Tour von Michael Jackson durch Indien. Die Geisel der Muslime, selbsternannter Beschützer der Hindukultur und Bewunderer von Adolf Hitler, Bal Thackeray, empfing den Rock Star in seinem Haus in Bombay und versuchte eine dauernde Beziehung mit Talmiglanz herzustellen, indem er behauptete, daß Jackson sein WC benützt habe.

Hier gibt es ein breites Betätigungsfeld für Kabarettisten und ernsthafte Kritiker. Doch ist unter den Kulturkommentatoren freundliche Zustimmung die Regel. Man kann noch immer viele intelligente Kommentare in Zeitschriften mit kleiner Auflage finden, wie das linksorientierte Economic and Political Weekly, das feministische Manushi, oder das aus dem Süden kommende Frontline, aber davon erreicht wenig das breitere Publikum. Die intellektuelle Linke, obwohl eindrucksvoll in Größe und Qualität, wird selten gehört. Wie bei anderen Intelligencias in der Dritten Welt, war es immer ein Schaden, zusehr von der Patronanz des Staates abhängig zu sein. Nachdem die staatliche Subventionen für Ausbildung drastisch gekürzt wurden, ist sie

nun eher eine mürrische, verstimmte Gemeinschaft, die, wenn sie nicht auf anglo-amerikanischen Universitäten Zuflucht findet, nur unsicher am Rande der größeren kulturellen Welt überleben kann. Hin und wieder bringt sie eine wütende Explosion zustande: eine aus der jüngeren Zeit richtete sich gegen die Indienaussage von Granta, dem weithin vorgeworfen wurde, von weißer Orientalistenideologie durchtränkt zu sein und den Feiern zum Goldenen Jubiläum gar nicht zu entsprechen. Aber keiner weiß so genau, was eine entsprechende Art wäre, dieses Jubiläum zu feiern. Die von der Regierung vorgeschlagenen guten Ideen ähneln in alarmierender Weise jenen des Generals Stumm von Bordwehr im Mann ohne Eigenschaften. Interessanterweise kommen die selbstbewußteren und klareren Ideen vom Außenamt und dem Commonwealth Office, die unter anderem eine Tour der Royal

Shakespeare Company, gefolgt von einer Reise der Queen organisieren.

Stellen Sie sich vor, dies könnten die entsprechenden Gäste einer geschmacklosen Orgie der Selbstbeweihräucherung sein, mit denen wir uns in den kommenden Monaten abfinden müssen. Die sich modernisierenden Klassen Indiens, die Anhänger von Shakespeare, die Leser von Time und ihre Partner in Großbritannien suchen immer nach Gelegenheiten, noch eine Schicht Glanzlack über die noch immer etwas störende Tatsache des Kolonialismus zu legen.

(Aus: London Review of Books, 19. Juni 1997, S.29.  
Übersetzt von Dr.Herwig Palme)

Besprechung des Buches von Sunil Khilnani: *The Idea of India*. Hamish Hamilton, London 1997. 263 S., L 17.99, ISBN 0-241-13573-7

Das 'Ereignis' der fünfzig Jahre Unabhängigkeit scheint faule indische Verlage nicht dazu angestachelt zu haben, sich auf dem Markt etwas zu holen. Schlenderte man durch die Delhi Buchmesse (9.-17. August 1997) wunderte man sich, bekannte englischsprachige Verlage ihr normales Programm als jenes des Jubiläumjahres vorstellen zu sehen. Im Gegensatz dazu scheinen ausländische Verleger mehr Initiativen ergriffen zu haben, um auf den Jubiläumzug aufzuspringen. Sie waren es, die Anstrengungen unternommen hatten, Autoren aufzustöbern, ihnen lukrative Verträge anzubieten, um Bücher über den fünfzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit und die Teilung Indiens zu schreiben. Dem jungen Biographen Patrick French wurde offenkundig ein beträchtlicher Vorschuß gegeben, um *Liberty or Death* zu schreiben. Sunil Khilnani war in Indien so gut wie unbekannt, bevor Hamish Hamilton in ins Scheinwerferlicht stellte. Er lehrt in England und sein erstes Buch über die Linksintellektuellen im Frankreich der Nachkriegszeit erreichte Indien nie. Aber sein eleganter und langer Essay *The Idea of India* wird es den indischen Sozialwissenschaftlern nicht leicht machen. In einer sehr schönen gebundenen Ausgabe hergestellt, füllt es die Lücke für eine dringend benötigte und leicht zugängliche Übersicht von einem Wissenschaftler über den letzten Stand der Forschung zur Politik und Gesellschaft Indiens.

Anders als das unvermeidliche Hoppla! welches das Ende der fünfzig Jahre hervorgerufen hatte, ist nun die Zeit gekommen, eine Bestandsaufnahme zu machen und eine Pause für ein nüchternes Nachdenken einzulegen. Geschichtsbücher werden auch ihr Vokabular ändern müssen. Aus Gründen, die den Lehrplansetzern am besten bekannt sind, wird die archaische Festsetzung der kolonialen Periode unserer Geschichte mit dem Jahr 1757 als den Beginn der 'modernen' Zeit beiseite gelassen werden müssen. Die koloniale Periode sollte genau das genannt werden was

sie war: das koloniale Indien. In der Tat könnte Khilnanis Buch als Korrektur und Neuerung für genau das genommen werden, was diese wenig greifbare Modernität während der letzten fünfzig Jahre für Inder bedeutete. Es gibt selbstverständlich keinen Mangel an populären und manchmal leidenschaftlichen Darstellungen des gegenwärtigen Zustandes von Indien durch Journalisten. Aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, gehörten sie zu jenen Kategorien, die dem Journalismus eigen sind. Rückblickend scheinen sie eher kurzlebig. Wissenschaftler leisteten kaum Besseres. Denken Sie an das unzulängliche und zuwenig theoretisch begründete *Politics in India* von C.M. Bambri. Rajni Kothari ist vielleicht die einzige und ehrenwerte Ausnahme. Der große K.M. Pannikar veröffentlichte in den fünfziger Jahren ein schmales Büchlein mit dem Titel *Common Sense about India*. Es wurde aber eine zu kurze Einführung. Das einzige Buch, das auf seine Weise einen Zustandsbericht für das Land versuchte, war das bewundernswerte aber heute vergessene Buch *Inside India Today* von Dilip Hiro. Herausgekommen in den siebziger Jahren, war es ein in vieler Hinsicht im Umfang mit Khilnanis vergleichbares Buch, aber in der Absicht ganz verschieden. Khilnani hat sicherlich wissenschaftlich wie auch historiographisch neue Maßstäbe gesetzt. Sein Buch besitzt Tiefe, sehr gute Argumente und - vor allem - es scheut sich nicht davor, Verbindungen herzustellen. Als ein *essai de synthèse* besitzt es eine Breite, für die es in jüngerer Zeit kein Beispiel gibt. Ein guter Teil von ihm ist tatsächlich gegen den Strich der „pointillistischen“ Tendenz (ein Ausdruck Khilnanis) in der jüngeren Geschichtsschreibung gerichtet. Khilnani geht durch die weitverstreuten akademischen Artikel, folgt treu dem Weg der Monographien und präsentiert ohne viele Fußnoten (keine geringe Wohltat!) eine sehr gut lesbare und zusammenfassende Darstellung von dem, was er glaubt, daß es die geographische Einheit

genannt Indien seit 1947 zusammengehalten hat.

Diese zuletzt genannte Eigenschaft muß besonders hervorgehoben werden. Die meisten indischen Wissenschaftler üben ihre Kunst in englischer Sprache aus und kümmern sich niemals, über den Stil nachzudenken. Die Leser mögen Khilnani's Vorliebe für Sätze mit vielen Eigenschaftswörtern ein wenig übertrieben finden, aber es gibt keinen Zweifel daran, daß er mit beneidenswerter lapidarer Genauigkeit formuliert. Und er hat ein wirkliches Talent für die Beschreibung von Ideen. Indische Wissenschaftler sind dem Geschäft des massweisen Produzierens von (lesbaren und unlesbaren) Büchern schon so lange nachgegangen, daß sie vergessen haben, daß es noch andere Formen gibt, in denen sie ihr Talent beweisen können. Khilnani's Buch signalisiert das Debüt eines Essayisten - und einen der wirklich feinen Art - , wie ihn die indische Sozialwissenschaft seit langem nicht mehr gesehen hat. Das Gute daran ist, daß dieses Buch einen Präzedenzfall für Spezialisten setzen wird, von ihrem Elfenbeinturm herunterzusteigen und ihre Energien für den normalen interessierten Leser einzusetzen.

Paradoxiertweise wird der Erfolg Khilnani's auch die Wiedererrichtung der Politikwissenschaft als akademische Disziplin in Indien sichern. Sie hat über die Jahre hinweg einen schlechten Ruf bekommen. Sein eigenes Literaturverzeichnis zum Beispiel, zeigt deutlich, daß es Wirtschaftswissenschaftler und Historiker oder solche, die als vermeintliche Politikwissenschaftler auftraten, waren, die den indischen Wissenschaftlern eine so hervorragende Stellung auf dem Weltmarkt gaben.

Zwei große Themen ziehen sich durch Khilnani's Buch und beleben es: Jawaharlal Nehru und die Allgegenwärtigkeit des modernen Staatssystems. Die Eingangsdarstellung über die indische Demokratie ist in Wirklichkeit eine überzeugende Beschreibung, wie diese politische Idee sich in dem, was sicherlich das größte Monument der Modernität darstellt - dem Staat, sowohl verankerte als auch in den

Schmutz gezogen wurde. Khilnani hält mit der alten nationalistischen Frage über das Wesen des 'Einflusses' der britischen Herrschaft in Indien (war sie gut oder schlecht?) hinter dem Berg. Statt dessen nimmt er Bezug auf ein Argument, das die alte Trennung zwischen kolonial und nationalistisch durchschneidet und sich völlig der Linie anschließt, daß die Staatsbildung als das dauerhafteste Erbe der Briten angesehen werden kann. Die Festlegung eines politischen Territoriums und die Einführung neuer Methoden der zahlenmäßigen Erfassung erweiterte den Bereich der modernen Politik in Indien. Die Anziehungskraft dieser Ideologie, die nach Entwicklung trachtet, oft auch auf Kosten von Menschen, die nicht in der Lage sind, sich gegen ihre willkürlichen Eingriffe zur Wehr zu setzen, durchdringt alles. Khilnani behauptet, daß das unabhängige Indien die Rhetorik - oft unter dem Banner von Kaste und Religionszugehörigkeit - der Gemeinschaftsrechte als Reaktion auf die unvermeidbaren Probleme der Befriedigung der steigenden Erwartungen einer neuen politischen Wählerschaft pflegte. Die Rechte der Individuen scheinen die großen Verlierer zu sein, doch der politische Diskurs in Indien hat der Demokratie neue Farbe gegeben, was er historisch als einen der bedeutsamsten Momente in der Geschichte dieser Idee seit den amerikanischen und französischen Revolutionen betrachtet. Khilnani ist dann besonders gut, wenn er nach den Wurzeln der politischen Gegenwart Indiens sucht. Er überzeugt weniger mit der Erklärung der politischen Karrieren prominenter Führer. Frau Gandhi wird die zweifelhafte Auszeichnung zuteil, die demokratische Politik auf das Tamasha der Wahlen reduziert und dabei schlummernde Strömungen in der indischen Gesellschaft genutzt zu haben. Aber kein Wort fällt über ihr Charisma, das große Menschenmengen in ihren Bann schlug. Auch die mystische Anziehungskraft eines MGR (M.G. Ramachandran, früherer Premierminister von Tamil Nadu und Filmschauspieler; H.P.) zum Beispiel, wäre gleichermaßen wert, erforscht zu werden.

Den ganzen Text durchzieht die ausdrückliche und implizite Verehrung Nehrus durch Khilnani. Es heißt, daß das Buch ein Vorspann für eine Nehrubigraphie darstellt. Das erklärt



vielleicht diese Schlagseite. Doch ist offensichtlich mehr daran. Khilnani glaubt, daß die einfache Tatsache, daß Nehru noch siebzehn Jahre Lebenszeit nach der Unabhängigkeit vom Schicksal gegeben waren, diesen brillianten Mann zu einem der tiefsten und innovativsten Denker Indiens gemacht hat - zu einem politischen Visionär mit einer tiefen Einsicht in die Moderne. Für Gandhi und Patel, von denen keiner die politische Freiheit lange erlebte, hatte das Schicksal anderes bestimmt, oder auch für Tagore und Bose, die vor der Unabhängigkeitserklärung starben. Es ist daher Nehru, der in Khilnani's Darstellung die Wechselfälle der indischen Politik strahlend durchsteht. Khilnani gesteht in der Einleitung ein, daß Nehru in dieser Arbeit die „zentrale Ikone“ darstellt. Tatsächlich stellen die brillianten Darstellungen der Ideen Nehrus einen wirklichen Fortschritt gegenüber früheren Interpretationen dar. Doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Nehru ein besonderes Verständnis zuteil wurde, das anderen Führern vorenthalten blieb.

Nun, obwohl niemand an der Ernsthaftigkeit Nehrus angesichts aller Schwierigkeiten zweifelt, bleibt (in diesem fünfzigsten Jahr) doch die Frage offen, warum ein großer Teil der englischsprachigen Elite Indiens ebenso wie ihre Mitglieder in den höheren Rängen der Bürokratie (gut bekannt in Khilnani's farbiger Sprache für ihre „regelgebundene Unfähigkeit“) noch immer den Idealen Nehrus verbal verbunden sind, während großer Druck vorhanden ist, anderen verführerischen Wegen zu folgen. Anders ausgedrückt: Was stellt heute die gesellschaftliche Grundlage der Ideen Nehrus dar? Ich habe mich oft darüber gewundert. Ist es die Angst vor dem Mob? Oder ist es die Furcht vor dem Verlust von Privilegien, die, wie es Khilnani indirekt ausdrückt, der altherwürdigen Tradition von „Harrow, Cambridge und Ihrer Majestät's Gefängnisse“ entstammen? Die tragische Ironie dieser Verpflichtung wird am besten verdeutlicht durch den Tod von Nehrus Tochter, die aus persönlichem politischen Vorteil Bhindranwale (Führer der Khalistanextremisten, H.P.) ermunterte, aber sich wegen ihrer Verpflichtung zum Säkularismus weigerte, ihre Sikh Sicherheitswachen auszutauschen, die

schließlich zu ihren Mördern wurden. Im ganzen Buch verstreut gibt es viele einsichtsvolle Kommentare, doch kommt keine Theorie über diese Elite zum Vorschein, wie sie es zum Beispiel geschafft hat, sich so erfolgreich zu behaupten, obwohl sie nach allen Maßstäben eine der mächtigsten und am stärksten artikulierten „Minderheit“ darstellt.

Es gibt zwei ausgezeichnete Kapitel, eines über indische Städte und eines über die viel gepriesene indische Identität. Das Kapitel über die indischen Städte im besonderen, ist ein Modell für Klarheit und scharfem Verstehen. Khilnani weicht der Frage der Klasse aus; er scheint mit dem Inhalt dieses Begriffes wirklich nichts zu tun haben zu wollen - dennoch ist es etwas, das einem besonders in den aufblühenden Städten wie Neu Delhi und Bombay direkt in die Augen springt. Ausdrücke wie Bourgeoisie, Mittelklasse, Kapitalisten, Arbeiterklasse fehlen durch eine erstaunliche und mystifizierende Umgehung. Bezeichnenderweise erfährt Kalkutta keine direkte Erwähnung - vielleicht deshalb, weil sie sich erst selbst von der kolonialen Bürde befreien muß? In diesem Punkt unterscheidet sich das Buch von Dilip Hiros früherem Buch, in dem eine lange Meditation über „Agrarbeziehungen“ enthalten ist. Dies stimmt überein mit dem Entwurf Khilnani's, dem umfassenderen Argument über die sich abzeichnenden Konturen der indischen Modernität, die er besonders bedeutsam findet. Das Kapitel „Wer ist ein Inder?“ stützt sich stark auf konventionelle wie auch auf postmoderne Einsichten wie sowohl Territorialität (das sich verschiebende Terrain von 'Grenzen' in deren physischen wie metaphorischen Sinne) als auch Ideologie sich in die breitere Politik eingravieren, wie diese sie immer konstituiert. Am Ende des Buches findet sich ein meisterhafter bibliographischer Essay. Khilnani's umfassende Beherrschung von gedrucktem Sekundärmaterial und seine Fähigkeit ein Interpretationsnetz des Verstehens darüberzulegen, ist wahrhaft hervorragend. Sie ließen mich neidvoll und atemlos zurück. Für sich selbst genommen könnte der Essay als eigenes Kapitel dastehen, wie er auch als Führer für weitere Bearbeitungen unverzichtbar sein wird. Wenn dieses Buch auch nicht die tiefste Meditation über Indiens

Vergangenheit darstellt, es ist sicher das brillianteste. Wenn es ein Hinweis auf Khilnani's in Kürze erscheinende Biographie Nehrus ist, dann ist es wirklich etwas, dem man mit höchster Erwartung entgegensehen kann.

( Partho Datta: The Gem of an Idea. Indian Review of Books, No1, Vol.7, 16 Sept.-15.Nov.1997, pp.47-49. Übersetzt von Dr.Herwig Palme)

**Entworfen, durchgeführt und ausgewertet von Dr.Herwig Palme**

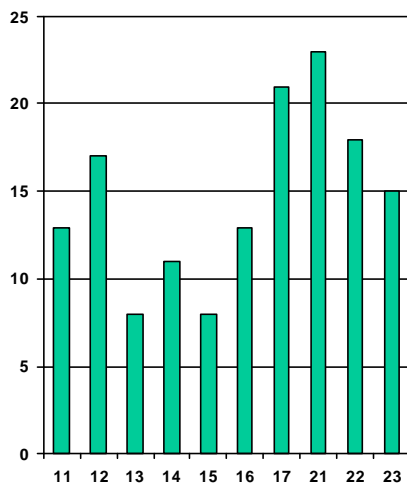
Im Laufe des Kalenderjahres 1997 erhielten alle Mitglieder mit ihren neuen Mitgliedskarten einen Fragebogen zugeschickt, in dem sie nach ihren Interessen an Indien und den gewünschten Tätigkeiten der ÖIG gefragt

wurden. 38 Fragebögen wurden ausgefüllt zurückgeschickt

Ich bedanke mich sehr herzlich bei all jenen, die sich der Mühe des Ausfüllens und des Zurücksendens unterzogen haben.

Ergebnisse der Mitgliederbefragung

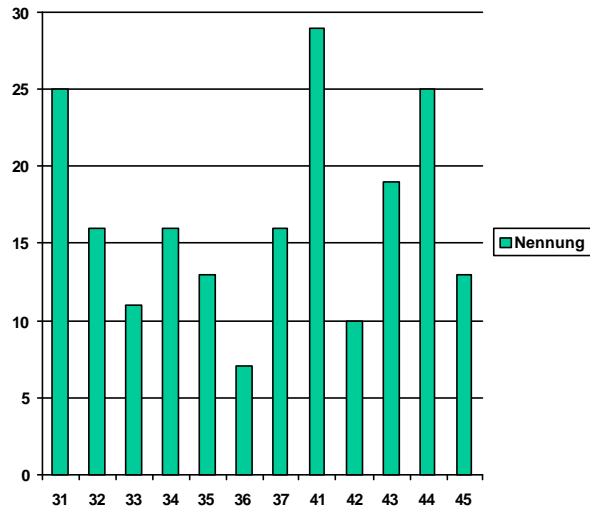
Interessensgebiete: *1. Wirtschaft und Politik, 2. Gesellschaft*



- 11 Wirtschaftsbeziehungen, Unternehmen
- 12 Wirtschaftspolitik und Entwicklung
- 13 Städte / Industrie
- 14 Ländliche Gebiete / Landwirtschaft
- 15 Verfassung / Institutionen
- 16 Politische Parteien / Wahlen
- 17 Politische Entwicklung
- 21 Soziale und ethnische Gruppen
- 22 Familie, Individuum
- 23 Frauen

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

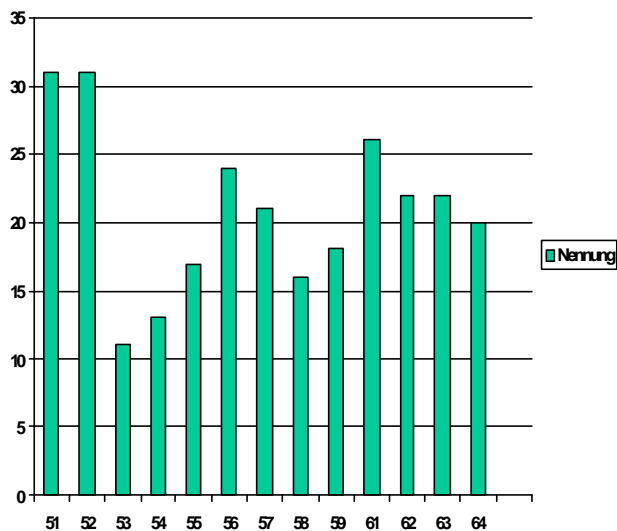
Interessensgebiete: **3. Philosophie und Wissenschaft, 4. Religion**



- 31 Philosophische Traditionen, Denkstile
- 32 Yoga
- 33 Tantrismus
- 34 Geographie
- 35 Ethnographie, Sozialwissenschaften
- 36 Naturwissenschaft, Technik
- 37 Medizin, Ayurvedik
- 41 Hinduismus
- 42 Islam
- 43 Sikhismus
- 44 Buddhismus
- 45 Andere Religionen

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

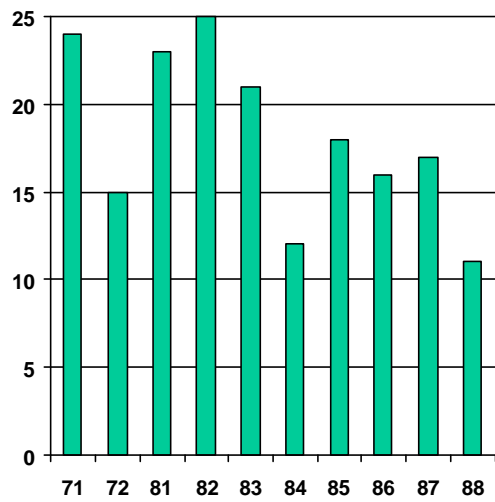
Interessensgebiete: **5. Musik, Tanz und Kunst; 6. Volkskultur und Volkskunst**



- 51 Klassische Musik
- 52 Klassischer Tanz
- 53 Moderne Musik
- 54 Moderner Tanz
- 55 Malerei, Bildhauerei
- 56 Architektur
- 57 Literatur
- 58 Photographie
- 59 Film, Video
- 61 Religiöse Feste
- 62 Volksfeste
- 63 Kunsthandwerk
- 64 Skulpturen, Malerei

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

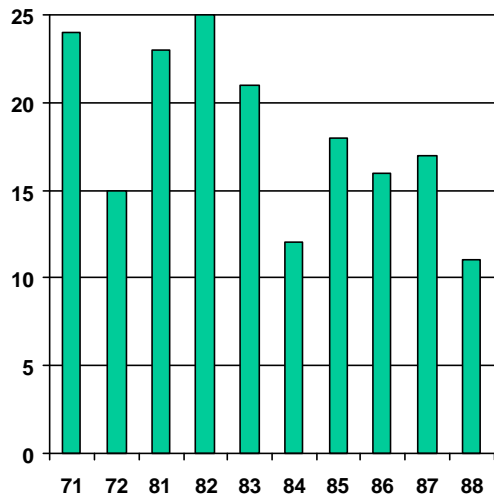
Interessensgebiete: *7. Reiseart und 8. Reiseziele*



- 71 Einzelreise
- 72 Gruppenreise
- 81 Städte
- 82 Kulturdenkmäler
- 83 Gebirge
- 84 Strände
- 85 Landschaften
- 86 Nationalparks
- 87 Religiöse Zentren
- 88 Ashrams

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

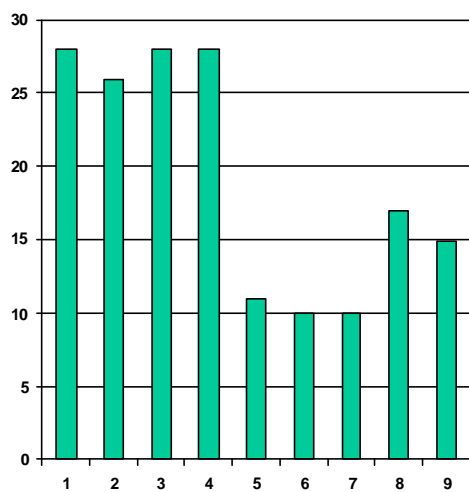
### Interessensgebiete: *7. Reiseart und 8. Reiseziele*



- 71 Einzelreise
- 72 Gruppenreise
- 81 Städte
- 82 Kulturdenkmäler
- 83 Gebirge
- 84 Strände
- 85 Landschaften
- 86 Nationalparks
- 87 Religiöse Zentren
- 88 Ashrams

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

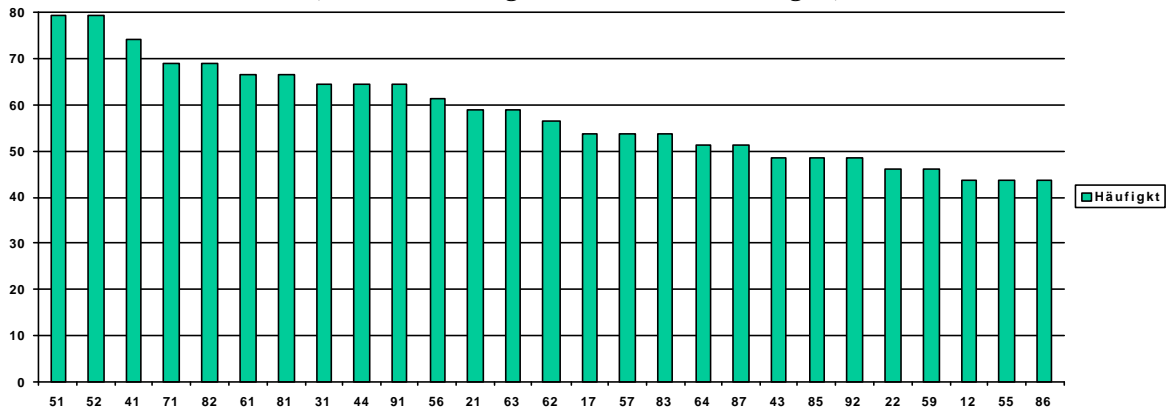
### *Bevorzugte Art der Veranstaltung*



- 1 Bühnenauftritte
- 2 Diavorträge, Multimedia-Shows
- 3 Vorträge
- 4 Filmvorführungen
- 5 Diskussionen im kleinen Kreis
- 6 Podiumsdiskussionen
- 7 Gruppentreffen, Klubabende
- 8 Photoausstellungen
- 9 Ausflüge

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

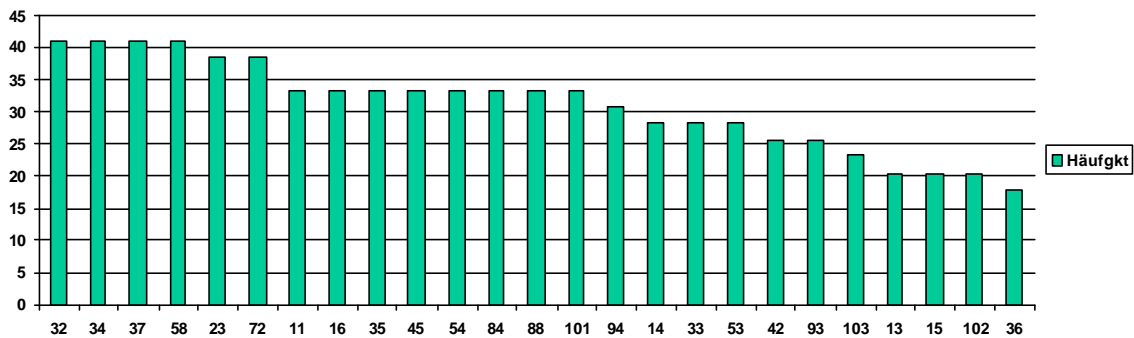
### *Reihung der Interessensgebiete nach Häufigkeit der Nennung - Teil 1 (in Prozent der gesamten Rückmeldungen)*



- |   |  |  |
|---|--|--|
| <p>51 Klassische Musik<br/>52 Klassischer Tanz<br/>41 Hinduismus<br/>71 Einzelreisen<br/>82 Kulturdenkmäler<br/>61 Religiöse Feste<br/>81 Städte<br/>31 Philosoph. Traditionen, Denkstile<br/>44 Buddhismus</p> | <p>91 Flugzeug<br/>56 Architektur<br/>21 Soziale und ethnische Gruppen<br/>63 Kunsthandwerk<br/>62 Volksfeste<br/>17 Politische Entwicklung<br/>57 Literatur<br/>83 Gebirge<br/>64 Skulpturen, Malerei</p> | <p>87 Religiöse Zentren<br/>43 Sikhismus<br/>85 Landschaften<br/>92 Eisenbahn<br/>22 Familie, Individuum<br/>59 Film, Video<br/>12 Wirtschaftspolitik und Entwicklung<br/>55 Malerei, Bildhauerei<br/>86 Nationalparks</p> |
|---|--|--|

## Ergebnisse der Mitgliederbefragung

### *Reihung der Interessensgebiete nach Häufigkeit der Nennung - Teil 2 (in Prozent der gesamten Rückmeldungen)*



- |  |  |  |
|--|--|--|
| <p>32 Yoga<br/>34 Geographie<br/>37 Medizin, Ayurvedik<br/>58 Photographie<br/>23 Frauen<br/>72 Gruppenreisen<br/>11 Wirtschaftsbeziehungen, Unternehmen<br/>16 Politische Parteien, Wahlen<br/>35 Ethnographie, Sozialwiss.</p> | <p>45 Andere Religionen<br/>54 Moderner Tanz<br/>84 Strände<br/>88 Ashrams<br/>101 Kochen<br/>94 PKW<br/>14 Ländliche Gebiete, Landwirtschaft<br/>33 Tantrismus<br/>53 Moderne Musik</p> | <p>42 Islam<br/>93 Autobus<br/>103 Esoterik<br/>13 Städte / Industrie<br/>15 Verfassung / Institutionen<br/>102 Gesundheit<br/>36 Naturwissenschaft, Technik</p> |
|--|--|--|